Johann von Leers

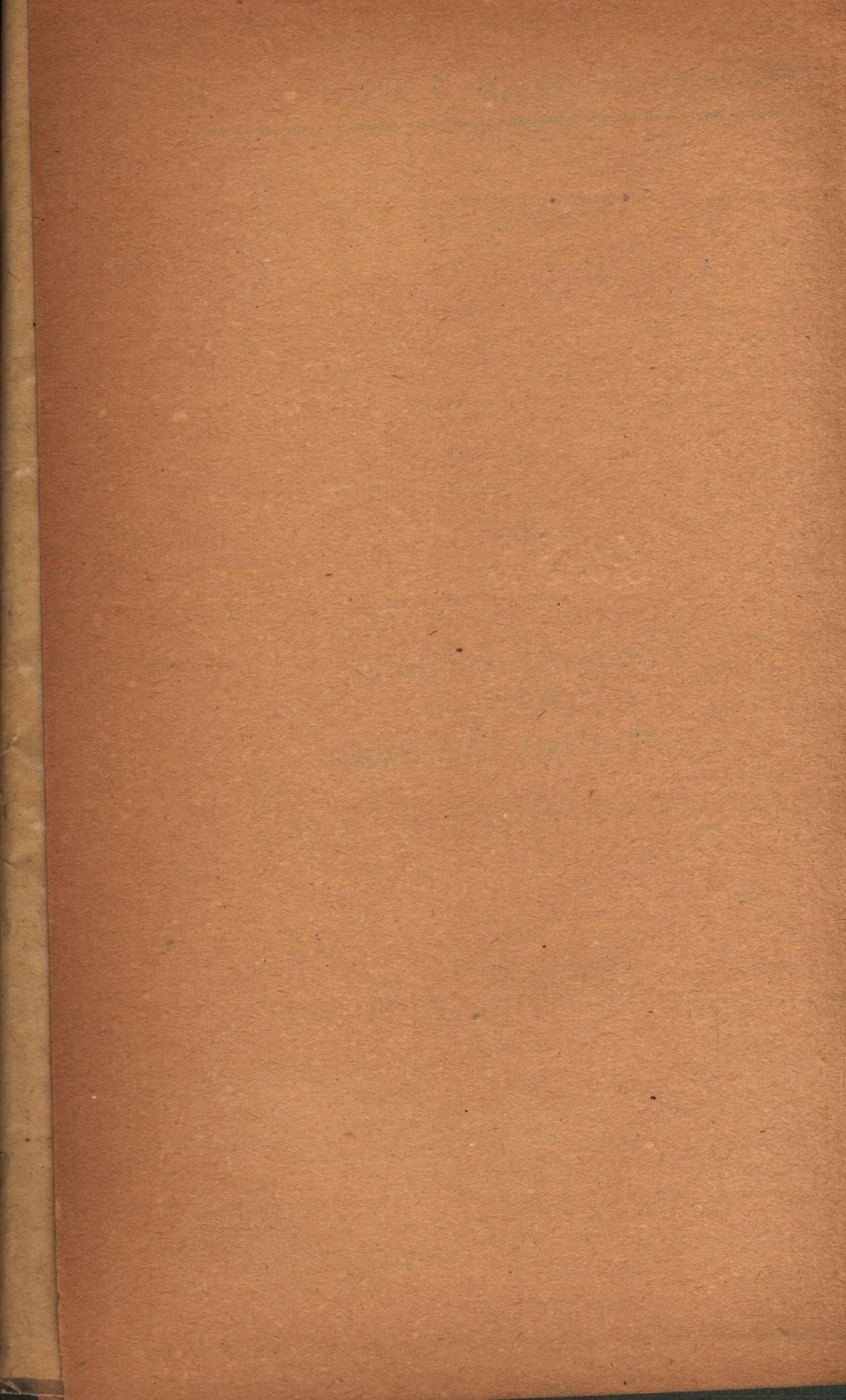
Sturm auf Börglum-Stift



Deutsche Verlagsgesellschaft • Stuttgart/Berlin/Leipzig

Johann von Leers • Sturm auf Börglum-Stift





Sturm auf Börglum-Stift



Der letzte Kampf der Bauern

Sturm auf Börglum-Stift

Der letzte Bauernkrieg des Nordens

Von

Johann von Leers

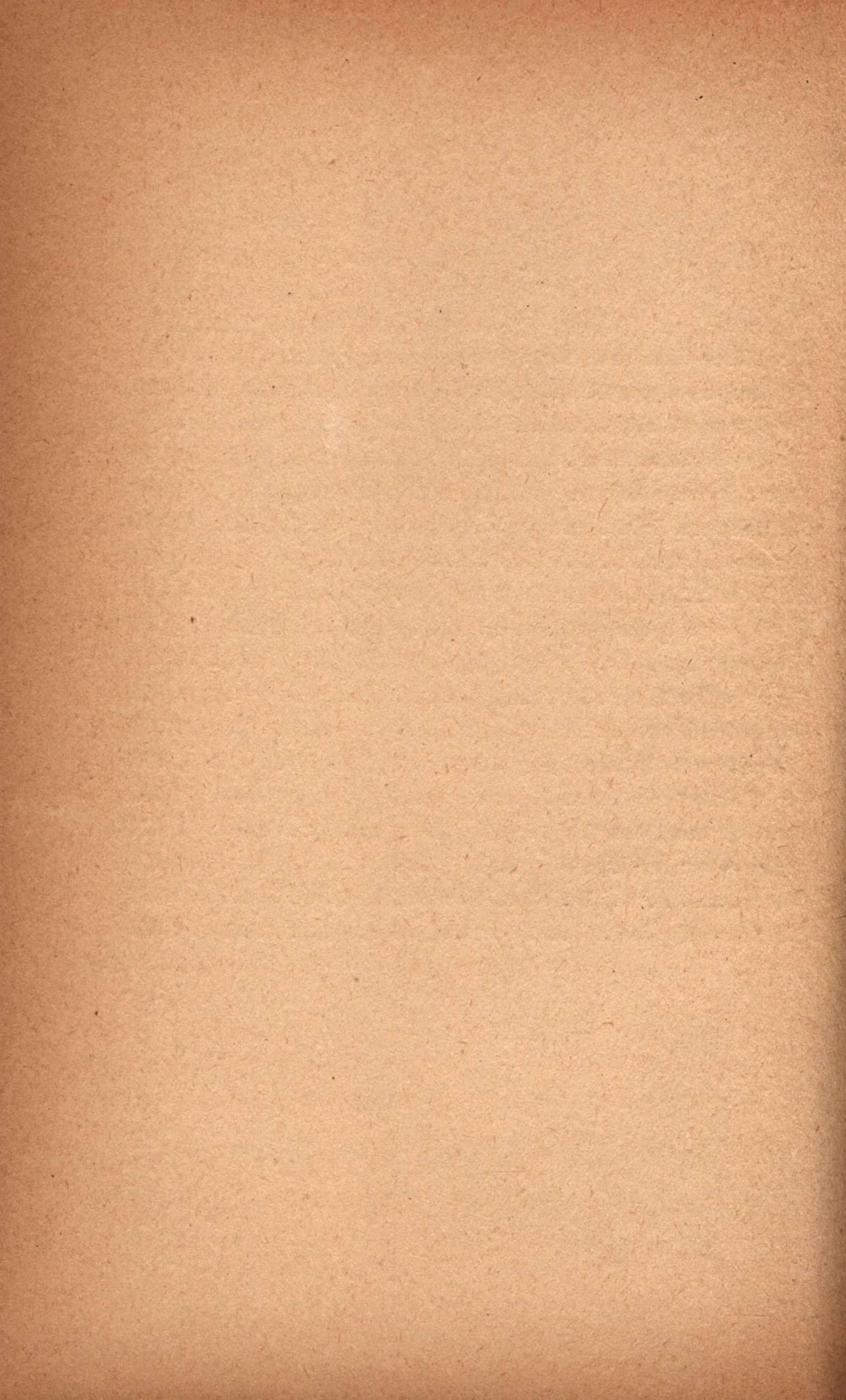


Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig

Schutzumschlag, Einband und Titelbild von Karl Sigrist

Vierte Auflage

Inhalt



Der „Blaue Turm" von Sonderburg

Wenn es nicht regnet, kommt manchmal abends ein Käuzchen an das vergitterte Turmloch, und der Gefangene kann dann stundenlang dem Tier zusehen, wie es fast unbeweglich dasitzt und mit seinen großen, bernsteinfarbenen Augen das Weite absucht. „Du kannst fliegen, du kannst in die Ferne..."

Aber Christian II. hat es beinahe schon aufgegeben, nachzudenken über diese Dinge. Heute abend ist es draußen still, der Wind weht leise und es ist Vorfrühling. Von fern kommt der Geruch der erwachenden Erde, dieses schwere Drängen der Säfte, die wieder wach werden, bis herein in den Turm. In der Stadt hat die Glocke der Kirche die fünfte Stunde geschlagen, die Schatten sind länger geworden.

Wieder geht Christian die wenigen Schritte auf und nieder, die ihm der enge Turm läßt. Es ist der 3. April 1533. Vielleicht kommt der Zwerg noch, der einzige Gespiele des gefangenen Königs, der Narr, mit dem man jedenfalls plaudern kann und der etwas von der Welt hört, was er so an Gerede und Klatsch der Leute in Sonderburg aufgefangen hat, der Narr, der auch manchmal Briefe herausschmuggelt. Vielleicht ... Die Schatten werden schwarz, der Vorfrühlingsabend kommt rasch, und die Nebel vom Wasser steigen auf.

Josef von Qualen hatte des Königs Beauftragter geheißen, der Christian nach Sonderburg brachte in diesen stickigen, engen Turm, unter Bruch des Geleites, unter Bruch des feierlich gegebenen Wortes!

Immer wieder hämmerte sich der Gefangene in grimmiger Erbitterung die Erinnerungen ein. Er hatte drüben gele-

gen in Norwegen mit seinem Heer, um das abgefallene Reich wiederzuerobern. Es hatte schlecht gestanden um seine Macht. Vor Aggerhus hatte er festgelegen, sein Lager vor Oslo hatte er verbrennen müssen — und dann war diese Stunde der Schwäche über ihn gekommen, diese sinnlose, verdammte Stunde der Schwäche! Er hatte mit König Friedrich und den Gesandten der Hanse verhandelt, er hatte dem Bischof Gyldenstjerne vertraut, dem erwählten Bischof von Odense und des Königs Gesandten. Er hatte mit ihnen ein Abkommen abgeschlossen, und die Ratsherren der Hanseflotte hatten mit unterschrieben. Wie war er bloß auf diesen Wahnsinn gekommen, mit seinem Vetter Friedrich persönlich verhandeln zu wollen, persönlich nach Kopenhagen zu fahren und den Streit beizulegen? Der hohläugige, schwarzbärtige Mann ging auf und ab und wiederholte mit stoßartigem bösem, grimmigem Lachen die Worte des Vertrages, dieses Vertrages, mit dem man ihn hereingelegt hatte: „... so haben wir nach der Vollmacht, die uns von vorbemeldeter Königlicher Majestät, unserm allergnädigsten Könige" — hol' ihn der Teufel! — „gegeben worden ist, versprochen, zugesaget und gelobet, kraft dieses unsern offenen Briefes vorbemeldetem hochgeborenem Fürsten, König Christian, sowie auch Seiner Gnaden Räten und Dienern — zweihundert Personen — ein freies, ehrliches, sicheres, treues, unverbrüchliches Geleite zu geben, daß sie frei, sicher und auf alle Weise ungehindert sein sollen von dem Augenblicke, wo Seine Gnaden zu uns kommt, auf der ganzen Reise und weiterhin, solange Seine Gnaden sich in Kopenhagen oder anderswo im Königreiche Dänemark bei vorgemeldeter Königlicher Majestät, unserm allergnädigsten Herrn und dem dänischen Reichsrat" — Gauner, Schurken, Erpresser, Eidbrüchige! — „aufhält, um den Handel und Vergleich, welche Seine Gnaden mit uns angefangen, zustande zu bringen ... Wir Vorgenannte verpflichten uns,

versprechen und geloben unverbrüchlich und unbetrüglich, daß dieses unser Geleite dem hochgeborenen Fürsten und Herrn Christian vollkommen und treulich unter Gottes großer Rache und ewiger Strafe" — die auf euch kommen möge, so wahr ein Herrgott im Himmel ist! — „bei unserer Treue, Glauben, Ehre und Redlichkeit gehalten werden soll."

Christian hat ganz laut gesprochen. Er kann die Worte auswendig und geht mit raschen, festen Schritten auf und ab. Noch einmal hier herauskommen, nur hier herauskommen, um euch an den Kragen zu können! Das gebrochene Geleit, des Königs Erklärung, er habe den Bischof Gyldenstjerne gar nicht beauftragt, die Verhaftung in Kopenhagen und dann die Fahrt mit dem Herrn Josef von Qualen hinüber nach Sonderburg und die Monate in diesem Turm — er geht auf und ab wie ein böses Tier.

Noch einmal draußen sein — und dann das Volk aufrufen, den gemeinen Mann, den Fischer, den Seemann und Bauern! „Die stehen zu mir, heute noch; sie nehmen die Piken und Enterbeile, sie müssen kommen, diese harten Männer meiner Schiffe, meiner Heere! Mein Gott, wie haben sie mir Treue gehalten, als mich die Herren Reichsstände vom Thron gestoßen hatten!"

Die Schatten sind ganz tief und dunkel geworden, Christian tastet sich durch den Raum. Ihm ist, als stünden Gestalten an den Wänden. „Weißt du noch, Sören, wie ich dir damals ganz Gotland schenkte, du alter, treuer Seevogel? Mit dir war gut kramen und gut arbeiten. Und hast um deiner Treue willen Schloß und Land und Macht verloren, hast für den bösen Christian, für ‚Christian Tyrann' die Waffen erhoben — und liegst jetzt dort unten in Italien, gefallen für meinen viellieben Herrn Schwager, Heiligen Römischen Reiches Kaiser Karl V., den Musterschüler, den Benjamin, den Herrn der Bedenklichkeiten. Der sitzt jetzt irgendwo unten in Burgos oder Madrid oder Tordesillas mit seinen

langweiligen Spaniern. Nie war er heranzukriegen, wenn man ihn brauchte, immer hatte er seine eigenen Sorgen und führte Krieg in aller Welt. Der und ein Kriegsmann! Ein Mathematikus und ein Rechenschieber, ein Kerl ohne Fleisch und Blut — hol' ihn der Teufel! Ja, und du, dir habe ich unrecht getan; heute sehe ich es ja ein, wie recht du gehabt hast, du Barbier der Hölle, Dietrich Slaghök! Das Stockholmer Blutbad — Unsinn, die Hinrichtung der Rebellen und Eidbrüchigen, der Meuterer und Quertreiber! — dazu hast du mich angestachelt. Und du hast ja so recht gehabt, so recht! Was war Schweden! In Dänemark hätte ich sie beim Kopf nehmen sollen, alle, die Bischöfe und die Herren, dich auch, du Schurke, du Erzschurke, Herr Mogens Giö, ungekrönter König von Jütland, und dich, des Reiches Marschall und Obereidbrecher Tyge Krabbe, euch alle, Rosenkranz und Gyldenstjerne, Hoitfeld, Trolle, Lauridsen — so ein Schurke stand auch unter dem gebrochenen Geleitsbrief, jawohl, Byrger Trolle, Otto Gyldenstjerne, Axel Jensen Hans Lykke, Christoffer Hoitfeld, Drage Lauridsen ..."

Wie ein böser Geist fährt Christian auf die Ecke im tiefen Dunkel los. „Packen müßt' ich euch alle, wäre ich nur hier heraus!" Und mit geballten Fäusten gen Himmel: „Das aber kommt, das kommt, ihr Herren! Bürger und Bauern in Waffen, Sturmglocken über Seeland und dann ein Gerüst, nur ein großes, riesiges Gerüst auf Höjbroplads und — ade, Reichsrat und Stände von Dänemark! Dann wird euch eingetränkt, dann wird euch heimgezahlt jener niederträchtige Brief, jene freche, boshafte Absage, der Brief, den ihr mir damals in einem Handschuh ins Zimmer legen ließet, der Absagebrief von Viborg mit dem heuchlerischen Schluß: Wir haben auch an den stockholmischen Reichstag gedacht, wo so viele Bischöfe, Ritter und ehrliche Männer ohne Recht und Urteil umgebracht worden, und haben daher befürchtet, daß es uns auf des bösen Weibes

Sigbrits Rat, welche uns Edelleute hier im Reiche insgesamt als Schälke und Verräter abgemalet und uns mit Galgen und Schwert gedrohet hat, ebenso gehen möchte. Wir besorgen auch, daß Eure Gnaden die fremden Völker hier ins Land gerufen hat, uns anzufallen, und zwar auf Antrieb eben desselben Weibes; in Ansehung dessen haben wir uns nicht getrauet, auf den ausgeschriebenen Reichstag zu kommen, wir finden uns auch nicht mehr sicher, unter Euer Gnaden Regimente zu leben. Weswegen Gott und allen Menschen, Herren und Fürsten, und allen ehrlichen Leuten, wissend sein soll, daß wir nach Inhalt des Rezesses, den Eure Gnaden von sich gestellt, höchlich gedrungen sind, die Huld und Treue aufzusagen, die wir Euer Gnaden versprochen haben, welches wir auch hiemit wegen obbemeldeter Ursachen ein für allemal tun. Wir befehlen Eure Gnaden dem ewigen Gott."

„Der Gnade des ewigen Gottes! Mein Gott, Gott, des die Rache ist, Herr Gott, des die Rache ist — erscheine!"

Dumpf läßt sich Christian auf die schmale Bank sinken, erschöpft, hustend; die Füße sind schwer und wie gelähmt, durch das vergitterte Loch zieht der kalte Nebel herein.

Als er aufwacht, ist heller Sonnenschein, und er hört Schritte über sich. Der Narr! Endlich! Von draußen kommt eine warme, kräftige Frühlingsluft, alle Vorfrühlingsdüfte der Erde steigen herein in den Turm. Christian atmet tief auf, die klobige Nase bläht sich, der schwere, knochige Körper reckt sich. Da öffnet der Narr die Falltür und steigt die Leiter hinunter, lacht über sein fettes, bartloses Kindergesicht und kichert, mit krummen Beinchen die schmale Leiter hinabkletternd: „Hihi, Christian, gestern ist aber was Schönes geschehen, hihihi, etwas so Schönes! Glück, viel Glück, alle Menschen sind traurig, nur die guten Menschen nicht. Und die guten Menschen sind so wenig geworden! Hihihi, wie lacht das Glück! Alle Menschen sind pflichtmäßig

traurig, nur des Königs Narr und Hofmarschall, sein Kammerherr und Kammerjunker, des Reiches Dänemark letzter getreuer Vasall ist ja so glücklich! In Gottorp ist's Matthäi und Lucae am letzen ..." Und plötzlich springt er in dem Turm herum wie ein Teufelchen: „Dat Swin is dot, dat Swin is dot, bald wer'n wir em begraoben, dat is man gaud, dat is man gaud, dann freten em de Raben!"

Christian geht auf den Narren zu, den Zwerg, der ihm gerade bis zu den Schenkeln reicht. „Vom Teufel besessen, he?" Der Narr tanzt noch immer wirbelnd durch den Turm: „Dat Swin is dot, dat Swin is dot ..." Christian kriegt ihn am Genick zu fassen, hält ihn mit seiner breiten, behaarten Faust fest. „Schwätz nicht! Was ist los? Was gibt's, was hast du gehört?" Der Narr versucht eine feierliche Verbeugung, legt sein feistes Gesicht in ernste Falten und plärrt: „Euer Gnaden hochfürstlicher Vetter, König Friedrich I. von Dänemark, Herzog von Holstein, ist gestern auf seinem Schlosse in Gottorp, versehen mit den Exkrementen des Satans und des Erznarren Magistri Martin Lutheri — dot blewen, dot blewen!"

Christian hält ihn fest. Er spürt, daß seine Knie wanken, daß seine Kraft ihn zu verlassen droht. Im Augenblick beherrscht er sich. Jetzt nur nicht dem Narren zeigen, wie ingrimmig er den Toten gehaßt hat, wie sehr er gewartet hat auf diese Nachricht, täglich, stündlich, wie er gebetet hat im Schlafen und Wachen um diese Stunde! Blitzartig schießen die Kombinationen durch seinen Kopf. Der König hat zwei Söhne, der eine mehr katholisch, der andere mehr protestantisch. Bischöfe und Adel werden gespalten, die Bürgerschaft der Städte liebt keinen der beiden holsteinischen Prinzen, weder Christian, den Freund des Hochadels, noch Johann, den Katholiken, den Freund der Bischöfe. Es wird ein langer Streit werden. Was wird mein Schwager, der Kaiser, machen, was Schweden mit diesem Gustaf Erikson Wasa,

was Lübeck, was der gemeine Mann in Dänemark, auf den Inseln, was der Bauer in Jütland? Die Gedanken überstürzen sich, aber schon hat Christian sich gefaßt.

Wieder plärrt der Narr los: „Dat Swin is dot, dat Swin is dot ...“ Da reißt ihn der König nieder auf den Boden, kniet ächzend hin und betet: „Wollest du, Herr Gott, um des teuren Blutes unseres Seligmachers willen meinen Vetter Friedrich zu Gnaden aufnehmen, wollest du ihm vergeben, was er gesündigt, wie ich vergebe meinen Schuldigern und in sonderheit meinem Vetter Friedrich, der vor deinem Gerichte steht! Ave Maria, benedicta inter mulieres!“

Das Gesicht des Königs ist nichts als Wille, harte Selbstbeherrschung und kalte Verstellung. In das Gebet um das Seelenheil des toten Friedrich hämmert sein Herz jubelnden Schlag des Triumphes hinein. Als er sich erhebt, ist er ruhig und gefaßt.

Oben erzählt dem Wächter der reitende Bote, der aus Gottorp gekommen ist, um Herrn Detlev Brockdorff, dem Befehlshaber der Burg und ernannten Verantwortlichen für den gefangenen Christian II., die Kunde von des Königs Ableben zu bringen: „Sie haben ihn gleich in den Sarg legen müssen. Schon nach ein paar Stunden sind Blut und Wasser aus dem Sarg gelaufen. Dat ward woll läge Tiden bedüden.“ Der klobige Wärter schüttelt den schweren Kopf, umrahmt von angegrauter Schifferfräse, schiebt sich zurecht auf der Bank. „Jao, läge Tiden, läge Tiden! Min Fru het all drömt, dat dat wedder tom Slagen kümmt. Awer de dor binnen — de kümmt nich wedder rut, de blödige Wolf!“

Hof Renstrup

Im Schutz der Dünen blüht der Flieder. So weich und berauschend atmet die große Fliederhecke in die Juninacht hinein; so tief ist der Schlaf, der über den kleinen Häusern des Dorfes liegt, und tief ist der Schlaf, den die wenigen Mägde und Knechte auf dem kleinen, festen Hause Renstrup schlafen. Ein Sprosser schlägt in der Ferne, er lockt und lockt, sein Lied verschmilzt melodisch mit dem Atmen der weiten jütländischen Erde, fern rauscht das Meer. Des Ritter Jens Markvorsen Tochter Karin steht am Palisadentor des Hofes, unter der Kapuze sieht rotblondes Haar hervor und umspielt ihr rundes Gesicht, das noch die letzten Züge kindlicher Weichheit trägt.

Als der Vater mit den beiden Hunden, die ihn lautlos und ohne zu bellen umspielen, in hohen Stiefeln, Pluderhosen, das kurze Schwert umgebunden und mit geschlossener Lederweste, das Haus verläßt, gehen beide heimlich, als ob sie niemand wecken wollten, aus dem Hofe, steigen den Sandweg hinauf, der, links und rechts von Hagebutten und wilden Rosen umgeben, zu der Düne führt. Die Sommernacht atmet tief und gelöst, der abnehmende Mond steht am Himmel, und von der Düne aus glänzt und funkelt das Meer, die Nordsee, das wilde, schöne Meer wie eine Braut im kostbaren Geschmeide.

„Das war Balders Tag in der alten Zeit", sagt der Ritter leise, und seine scharfen blauen Augen suchen den Horizont ab.

Unter dem Umhang zieht Karin ein Bund Stroh und Holz heraus. „Ist's hier recht, Vater?"

„Noch nicht, und dann wollen wir das Feuer dort anzünden; da kann es vom Lande aus niemand sehen und

auch von dem Nest da niemand!" Er weist in die Ferne, wo am äußersten Nachthimmel die wuchtigen Gebäude des Bischofssitzes Börglum auftauchen. „Die brauchen nicht gerade zu wissen, wem wir hier ein Feuerlein anzünden."

„Vater, ist es wahr, was man von dir im Dorfe sagt, daß du mehr weißt als andere Leute? Im Dorf reden sie so mancherlei!"

Der Ritter streicht seiner Tochter still über den Kopf: „Was ich weiß, das weiß ich von deiner Mutter selig und von ihrem Vater, das weiß ich von dem, was mir mein Vater gesagt hat. Sonst bin ich ein gar ungelehrter Mann, der nicht einmal Latein lesen kann."

„Aber was hat eigentlich der Bischof gegen dich? Er hat doch schon ein paarmal gesagt, daß, wenn er den Teufel antreffen wolle, er ihn bloß in Renstrup zu suchen brauche."

Der Ritter sieht wieder hinaus über das Meer. „Da, siehst du, das werden sie sein!" Der Ritter zieht Zunder, Eisen und Feuerstein aus der Tasche. Sie schichten das Bund Stroh und das Holz auf und bringen es mühsam in Brand, blasen in die Flämmchen, bis diese endlich aufschlagen und eine kleine, steile Flamme gen Himmel schießt.

„Sie kommen näher", flüstert Karin, obwohl weit und breit kein Mensch ist, der ihre Stimme hören könnte. Die Flamme lockt und lodert. „Das Feuer ist doch eine gute Kraft, die einen werden durch das Wasser reiner und die andern werden reiner durch Feuer", murmelt der Ritter.

Sie sitzen beide nieder bei der prasselnden Flamme und werfen trockenes Gras und getrocknete, angeschwemmte Holzstücke auf das Feuer.

Das Schiff kommt jetzt näher, ein Zweimaster mit hohem Achterkastell, wie man es zu Handel und Krieg in diesen Zeiten gebraucht; es hat alle Segel gesetzt, um bei dem schwachen Winde überhaupt voranzukommen. Die Flagge ist nicht zu erkennen, an Deck scheinen nur wenige Seeleute

zu stehen. Da sprüht es drüben auf. „Sie brennen Pulver ab, sie haben uns gefunden!" flüstert Karin. „Vater, Vater, sag mir nun endlich, wer da kommt, was das alles bedeutet, dieses geheimnisvolle Treiben und Tun seit Tagen, diese halben Andeutungen — Vater, wer kommt da?"

„Ein wohlgetreuer Mann", orakelt der Ritter, „einer, der auch etwas weiß, einer von denen, deren es in diesen Zeiten wieder viele gibt, die eine alte Wahrheit zu bringen haben. Weißt du, was das bedeutet? Eine alte Wahrheit die schlafen gegangen war, die man ermordet hatte, die ist jetzt wieder wach geworden." Karin sieht ihren Vater mit ganz großen Augen an. „Du, Vater, laß dich nicht auf Dinge ein, die dich in Gefahr bringen! Du weißt, es ist kein König im Land."

Drüben lassen sie ein Boot hinunter, vier Mann steigen ein und rudern auf das Land zu.

Der Ritter hebt den einen Arm zum Zeichen und winkt Willkommen. Drüben legen sie sich in die Ruder. Lautlos gleitet das Boot in den Priel hinein. Die letzten wenigen Schritte gehen sie mit hohen Stiefeln durch das niedrige Wasser und ziehen das Boot hinter sich her.

Der vorderste von ihnen tritt auf den Ritter zu, die drei Schiffsknechte ziehen das Boot völlig an Land. „Seid mir gegrüßt auf jütländischer Erde, Schiffer!" — „Seid mir gegrüßt, Ritter! Aber wollet mich auch mit eurem Töchterlein bekannt machen!" Er nimmt die Ledermütze vom Kopf, unter der brandrot leuchtendes Haar hervorquillt. Der große, schwere Bursche lacht über sein ganzes frisches und starkes Jungengesicht, reicht Karin eine breite, ausgearbeitete Hand und strahlt, daß die starken weißen Zähne blitzen.

Er hat ein Gesicht wie ein Rotschimmel, aber wie ein sehr hübscher, denkt Karin und kann im Augenblick gar nichts anderes sagen als ein paar undeutliche Worte der Begrüßung.

Der Ritter klopft dem großen Burschen auf die Schulter: „Das ist unser Freund, der Schiffer Oluf Klinte — der war schon bei Sören Norby dabei."

Karin ist es, als ob eine kalte Hand ihr nach dem Herzen griffe. Also da will es heraus! Sören Norby — das war doch der große Seeräuber, der Herr auf Gotland, der gegen den König Rebellion angezettelt hatte und aus dem Lande mußte, der fern in Italia gestorben ist.

Der junge Schiffer aber macht ein ganz lustiges Gesicht dazu. „Ach, schöne Jungfrau. War ein Mann, wie es keinen zweiten in der Ostsee und Westsee gab, der Sören Norby, unser grauer Seevogel!"

Mit ein paar Tritten seiner schweren Stiefel trampelt er die Flamme aus. Dann gehen die drei vorsichtig zum Hof hinauf, voran der Ritter, dann der Schiffer, zum Schluß Karin. Sie muß immer in seinen Nacken schauen, soviel sie sich auch bemüht, davon wegzusehen, wo das rote Haar übergeht in die ganz helle Haut. Manchmal glaubt sie, daß sie diesen Nacken irgendwie schützen müsse. Er sollte einen Panzer tragen wie der Vater! Dann sind sie oben am Hof. Der Ritter stößt leise das nur angelehnte Tor auf, sie treten in die Diele ein, und wie um alles Weitere abzuschneiden, legt der Ritter ihr die Hand aufs Haupt. „Schlaf gut, mein Töchterchen! Ist spät geworden heute."

Sie zieht die Schuhe aus und huscht leise nach oben.

Am kalten Kamin rücken die beiden sich die Stühle zusammen. Der Ritter holt eine Flasche Wein und zwei alte, geschliffene Gläser aus dem tannenen Schrank, schenkt dem Gast und sich ein. „Gott grüß' Euch, lieber Mann! Was fanget ihr hier an?" Der Schiffer hebt das Glas: „Alles Glück kehre ein, wo die wissenden Männer sein!" Die beiden trinken sich wortlos zu. Der Ritter legt Speck, Brot, Wurst und Käse auf den Tisch, und ehe sie essen, legt jeder von den beiden Messer und Gabel mit der Spitze zu sich ein-

ander gegenüber. „Ist noch alles gut, Oluf Klinte?" — „Ist alles gut, Jens Markvorsen, und will bald tagen gen Morgen." Der Schiffer ißt, schneidet sich breite Scheiben vom Speck herunter, streckt die langen, kräftigen Beine von sich und lacht den Ritter mit großen blauen Augen unter dichten, rotblonden Brauen an. Was ist der Bursche gesund! denkt der Ritter heimlich und bedauert seine fünfzig Jahre und die Müdigkeit, die schon manchmal über ihn kommt.

„Also, die Herren sind natürlich nicht einig geworden", sagt der Schiffer breit und fröhlich; „sie sind heute uneiniger als vor einer Woche und werden in abermals einer Woche noch uneiniger sein als heute. Zu Johanni haben sie einen Reichstag ausgeschrieben nach Kopenhagen. Ob er überhaupt zustande kommen wird, das weiß noch niemand. Was hier in Jütland gespielt wird, wißt Ihr ja selber, Herr Ritter. Mogens Giö hat gesagt, daß er seine Stimme nur für Herzog Christian geben will, Anders Gyldenstjerne hat gar geschrieben, daß er für seinen lieben Herrn Christian laufen wollte, wenn er nicht hätte, worauf zu reiten. Der Reichsmarschall Tyge Krabbe ist ebenfalls für den Herrn Christian. Wenn die Herren dafür sind, ist selbstverständlich in ganz Malmö und Kopenhagen jeder Bürger und Schifferknecht dagegen. Die Bischöfe aber haben ihren eigenen Bewerber. Sie müssen doch zeigen, daß sie etwas mehr sind als der Adel, und außerdem ist Herzog Christian lutherisch. Sie wollen also den Johannes. Erzbischof Rönnow hat in Roeskilde im Dom schon für ihn gepredigt, der Erzbischof von Lund ist derselben Meinung, wie man hört, und Euer Bischof hier, Herr Ritter, der dicke Stige Krumpen von Börglum, weiß nun gar nicht, was er machen soll." Der Schiffer lachte hell heraus und schob sich eine neue Scheibe Speck in den Mund. „Für Christian kann er doch nicht sein, weil das ein Lutherischer ist, und will er sich für Johann erklären, dann hat er die ganze Herrlichkeit von Jütland mit Herrn Mogens Giö an

der Spitze gegen sich. Was soll der arme Kerl nun wohl tun? Er sitzt seit Tagen in Roeskilde und säuft; da bleiben wieder einmal die Zehnten und die Stuhlgaben von Jütland!"

Der Ritter lächelt ein wenig unter dem langen, angegrauten blonden Schnurrbart und schiebt sich zurecht. „Es geht ja noch um mehr. Den alten Rezeß wollen hier die Bischöfe bestreiten. Es ist doch vor hundert Jahren bestimmt worden, daß der Adel die Gerichtsbarkeit in den vierzig Marktsachen und über Hals und Hand erblich und eigentümlich besitzen soll. Ich habe gehört, daß der Bischof, unser Börglumer Herr, das nicht mehr anerkennen will. Sieht es für einen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit an, ganz wie in alten Zeiten. Ist viel Streit in den letzten Wochen darüber gewesen, soll auch mit seinen Amtsbrüdern in Kopenhagen darüber gesprochen haben. Wird eine unruhige und böse Zeit werden, die hier heraufzieht. Herr Magnus Giö ist ein Lutherischer wie Holger Rosenkrans, wie Anders Bilde, wie die großen Herren alle, und steht zum Herzog Christian. Daß die Bischöfe das achtjährige Kind, den Herzog Johannes, wählen wollen, habe ich auch gehört. Sie haben ihm den alten Pfaff, den Peter Svaven zum Erzieher bestimmt, soll ganz in der alten Religion aufgezogen werden. Und wir — wir wollen noch etwas anderes, und darauf stoßt an!" — „Auf den Schiffer Clement, auf alle freien und redlichen Männer in diesem Lande und in des Teufels Namen auch auf den zweiten Christian, wenn wir ihn brauchen müssen!"

„So, Oluf, und nun erzähle!" Das Gespräch geht in einem Flüstern unter. Fern leuchten die ersten grauen Lichter vor Sonnenaufgang über den Horizont.

Der Hirt von Börglum

Die helle Sommersonne der frühen Morgenstunde leuchtet über das alte Stift von Börglum. Der Tag ist so hell und frischgewaschen, als wäre er eben aus Gottes Hand hervorgegangen. Die Sonnenstrahlen spielen in dem weiten Kreuzgang, scheuchen die Spinnen aus ihren Verstecken, tanzen über den Flieder und spiegeln sich in dem goldenen Kreuz auf der Kapelle. Der Sonnenstrahl, der in das bleigefaßte Fenster des bischöflichen Wohngemaches hineinleuchtet, bricht sich in den großen kupfernen Tellern an den Wänden, läuft auf und ab über die schweinsledernen Rücken der Folianten, spielt um das Betpult mit der herrlich eingelegten Bibel, einem Meisterwerk italienischer Druckerkunst, und bleibt hängen auf dem rosigen Gesicht des Bischofs Stige Krumpen.

Der geistliche Herr hat sich tief in seine Fuchsschaube eingekuschelt und erträgt es mit Fassung, wie ihm der alte Diener den schweren Reisestiefel vom linken Fuß zieht. Der rechte Fuß ruht bereits in einem wärmenden Filzschuh. Den Bischof friert etwas, denn der Morgen ist kühl gewesen und die Fahrt durch die Nacht in rumpelndem Wagen auf den Heide- und Sandwegen von Aalborg hat ihn durchgeschüttelt und durchgerüttelt. „Andreas, Andreas!" stöhnt er. „Das war eine böse Reise und eine vergebliche dazu! Der Reichstag ist auseinandergelaufen wie ein aufgestörter Bienenschwarm. O du liebe, gebenedeite Mutter Gottes, was wird das geben, was wird das geben!"

„Hier ist's auch nicht besser, Hochwürdiger Herr Bischof! Es gehen böse Dinge im Lande um. Der Teufel hat wohl sonderlich sein Werk im Spiel; kann sein, daß die letzten Tage herankommen wollen."

Der Bischof sieht ihn fragend an: „Was ist denn schon wieder im Werk?"

„Ein Komet ist gesehen worden im Hause Saturni. Der Bruder Anselm, der sich auf die Sterne wohl versteht, sieht ein böses Unheil, Pestilenz, Krieg und eilende Sucht, die sich in den Sternen abzeichnen."

„Das kommt von den Sünden der Menschen und von dem Erzketzer Magister Tausen, des Lutheri Gehilfen. Hat schon zu Kopenhagen öffentlich gepredigt! Fängt wieder so an wie vor zwei Jahren, wo die Schuster und Leinweber, der rohe Herr Omnes, die Bilder zu St. Marien zerbrochen, auch viel Heiltum mit gewaffneter Hand zerstreut und zerstöret. Ist ein aufrührerischer, gar teuflischer Geist ins Land eingezogen und gehet überall um. Der Belial hat sein Werk und weiß niemand, wo es hinauslaufen wird."

Der alte Diener nickt. „Muß ja gesagt sein, hochwürdigster Herr, und würd' sonst nur ein anderer sagen. Will's so lieber selber tun. Der Großbauer Lauridsen in Svenstrup hat des Klosters Vogt, der die Johannishühner einsammeln wollt', aus dem Hause geworfen und — ‚sit venia verbo', wie der hochwürdigste Herr zu sagen pflegen — mit einer Mistforken über den Kopf geschlagen. Wollen nichts mehr zahlen und nichts mehr geben und geht ein Raunen im Volk, sie wollen die alten Härred wiederherstellen. Der Teufel tut sichtbarlich wirken in Jütland und ist auch schon zu Besuch gewesen."

„Was sagst du da, wo soll der Teufel gewesen sein?"

„Hochwürdigster Herr, wenn der Teufel wollt' irgendwo einkehren im Börglum-Stift, wo wollt' er wohl besser Aufnahme finden als bei dem Herrn und Ritter, aller Übeltäter und Kirchenfeinde Haupt, Herrn Jens Markvorsen auf Renstrup! Ist auch wohl gesehen worden ..."

„Was schwätzt du da?" Der dicke Bischof steht auf und geht ein paar Schritte ans Fenster. Ein dienender Bruder

öffnet leise die Tür und bringt eine brutzelnde Pfanne mit Speck und Eiern herein, deren Geruch dem geistlichen Herrn freundlich in die Nase steigt. Er schenkt auch aus bauchigem Krug dickes, schäumendes Braunschweiger Bier.

Der alte Andreas schüttelt leise den Kopf: „Am frühen Morgen, hochwürdigster Herr, das schwere Bier!"

„Muß ein Trunk vom Morgen den Trunk vom Abend wegspülen, das ist die Ordnung in der Natur." Der Bischof setzt sich breit und zufrieden zum Essen, sucht mit dem Löffel die braunen Speckstücke heraus und spült mit einem kräftigen Trunk nach. „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, ist auch nicht wider kanonisches Recht, sondern ein gar gottgefällig Werk." Er kneift die kleinen Äuglein zusammen. „Was weißt du von dem Teufel auf Renstrup?"

„Das Volk erzählt mancherlei. Ein fremdes Schiff hat vor der Küste gelegen. Ein fremder Gast ist bei dem Ritter drei Tage gewesen. Hat rote Haare gehabt und kam in Waffen wie ein Junker aus Italien. Ist kein Holländer und kein Deutscher gewesen, und seitdem er in der Gegend war, hat der Herr Omnes begonnen, gegen den Stachel zu löcken. Seht her, das hab' ich gefunden! Der Stab ist umgegangen im Dorf von Börglum."

„Ist ein Schulzenknüppel, wie's deren viele gibt", meint der Bischof.

„Wollet, hochwürdigster Herr, die Zeichen darauf sehen! Sind keine christlichen Symbola."

„Ach, was du da redest! Das machen die Bauern drauf, wenn sie um die Wiesen kaveln oder das Strandrecht verlosen. Hat nichts zu bedeuten."

„Hochwürdigster Herr, ich sag' nur: Der Teufel hat sichtbarlich sein Werk im Spiel und gehet um zu Renstrup."

Draußen schlägt mit hellem Klang das Betglöcklein an. Bischof Stige Krumpen läßt den Rosenkranz durch die Fin-

ger gleiten, murmelt vor sich hin, dazwischen langt er immer eilig, als dürfe es niemand sehen, in die Pfanne.

Die großen Glocken beginnen anzuschlagen, schwer, rauschend, das Lied der Amsel vor dem Fenster verstummt, aufschwellend in brausenden Tönen rufen die Glocken zur Messe. Der Bischof steht auf, läßt sich Chorhemd, Zingulum und Stola reichen, zieht Schuhe an, sieht hinaus zum Fenster. Aus der Ferne ertönt anschwellend der Gesang der Mönche, die im Kreuzgang warten. Die Glocken rufen und locken, drohen und mahnen. Bischof Stige Krumpen möchte sich sammeln, aber er findet keine innere Ruhe, bis der greise Domdechant die Tür öffnet. Dann schlurft der alte, dicke Mann neben dem Domdechanten hinaus. Draußen steht der helle Sonnentag über dem kleinsten Bischofssitz Dänemarks und beleuchtet den Zug der Mönche und der Chorgeistlichkeit. Es sind wenige geworden seit zehn Jahren, seitdem die lutherische Lehre sich ins Land hineingefressen hat. Die Glocken mahnen, klagen und drohen. Der Domdechant mit dem langen, schmalen Gesicht und den fernsichtigen, hellblauen Augen läßt dem Bischof, der links und rechts segnend durch die Menge schreitet, den Vortritt vor dem Kirchenportal. Der Gesang der Mönche schwillt an.

Wie alltäglich ist das alles! denkt der Bischof, der schon wieder in Gedanken ganz bei den Wirren im Land ist.

Heute wie zu aller Zeit und von aller Zeit in die Ewigkeit, denkt der alte Domdechant und sieht hinauf zu dem Bilde der Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im Herzen. Tief braust der Mönchsgesang auf: „Maria, stella maris ... plena gratiae ... ora pro nobis!" Der Domdechant bemerkt noch rechtzeitig, wie der Bischof stolpert. Die kellerkalte Kirche und der Krug Bier am Morgen sind ihm zuviel geworden. Vorsichtig packt der Domdechant Hieronymi ihn am Arm, leitet ihn zu seinem Stuhl. Er betrachtet das rote, verquollene Gesicht mit Sorgen. Der

Bischof flüstert: „Mir ist nicht wohl, Magister Hieronymi. Leset Ihr die Messe!“

Es kommt nicht selten vor, daß der Bischof von Börglum die Messe nicht mehr selber liest. Man weiß es im Land, und es ist viel Gerede der Leute darum, daß der Hirt auf Börglum wohl besser in den Sattel, zum Weidwerk und zu Staatsgeschäften getaugt hätte als zum Seelenhirten.

Als Magister Hieronymi zum Altar tritt und das Sakrament der Heiligen Wandlung vollzieht, geht ein leises Murmeln durch die Kirche. Dann aber wird es still, und nur die Worte der Wandlung, das Klingeln der Glöcklein durchhallen den Raum. Die hohe, schlanke Gestalt am Altar zwingt das unruhige Wesen nieder, macht die zusammengesunkene Figur des Bischofs vergessen und ergreift die Gemeinde mit einem Schauer stiller Ehrfurcht. Magister Hieronymi ist dem Volk bekannt. Ein stiller Mann, ein Grübler, einer, der den Dingen auf den Grund schaut — so sagen die einen. Jedes Blut steht, jede Rose heilt, wo er die Hand auflegt — sagen die andern. Der letzte Glöckleinton ist verklungen. Da geht Magister Hieronymi vor den Altar. Was sonst nur an hohen Festtagen geschieht, er ergreift das Wort zur Predigt: „... und es war in alten Zeiten ein Ritter. Diesem träumte ein schwerer Traum. Er ging durch einen tiefen Wald, und als der Wald zu Ende war, kam er an eine hohe und schmale Brücke. Die Brücke war so schmal, daß nur ein Mensch darauf gehen konnte. Als er aber hinabsah, da lagen dort unten, tief unter der Brücke, viele Menschen. Diese Menschen waren nackt und litten große Qual. Sie hoben ihre Hände zu ihm auf und schrien. Sie standen in lodernden Flammen, und die Teufel peinigten sie mit allerlei Gerät. O du arme Seele, wie wird es dir ergehen, wenn du in dem feurigen Pfuhl liegen mußt, wo ein Tröpflein Wasser viel teurer ist denn alles Gold der Erden! Der Ritter ging immer tapfer fürbaß, und die Brücke

wölbte sich immer höher und höher. Von unten aber prasselten die Flammen herauf, und das Geheul der armen Seelen, die um ihrer Sünden willen gepeinigt werden, durchhallte das ganze Erdenrund mit schauerlichem Getön. Mit langen Krallen greifen die Teufel nach der Brücke und möchten wohl gar den Ritter an seinem Mantel hinabziehen. Er geht immer tapfer fürbaß. Da legt sich ihm ein schweres Krüglein auf die Schulter. Eine Stimme aber spricht: ‚Das sind die Tränen deiner armen Mutter, die sie um dich geweint.' Er geht weiter, und siehe, ein Hirsch wird ihm gelegt auf seine Schultern. ‚Das ist ein Hirsch, den du in fremdem Revier gejagt hast.' Er bückt sich schwer unter der Last, da legen sich ihm zwei schwere Kornsäcke auf die Schultern. ‚Das ist das Brot, das du in deiner Jugend durch Unrecht den Armen weggenommen hast.' Er kann kaum noch einen Fuß vor den andern setzen, so schwer ist die Last. Da legt sich eine große schwere Kette auf seine Schultern. ‚Das ist dein Lehnseid, den du freventlich im Aufruhr gebrochen hast.' Er vermag nicht mehr zu gehen, er schiebt sich nur noch auf den Knien vorwärts; die Brücke ist so schmal, daß er wohl fürchtet, hinabzustürzen in die höllischen Flammen. Da legt sich ihm ein Pergament auf die Schulter: ‚Das ist die Abrede, die du in frevlem Übermut mit dem Teufel hast schließen wollen! O du arme Seele, die du in der Gefahr der ewigen Verdammnis stehst, bedenke wohl, was das meinen mag!' Schon vermag er nur noch weiterzuklimmen, indem er sich mit den Händen an der schmalen Planke festkrallt. So krallt sich wohl der Mensch fest an dieser Zeitlichkeit. Da siehe, es kommt ihm ein Mann entgegen, der trägt einen Hirsch auf dem Rücken, ein Krüglein, eine Kette, zwei Kornsäcke und eine Urkunde. Und siehe, er ist es selber! Er muß sich selbst hinabstürzen von der Planke, darunter die ewige Verdammnis loht. Wollet wohl nachdenken, was das sagen und bedeuten will!

Ach, du arme Seele! Da naht sich dir der Teufel und will dich versuchen und verführen. Er kommt in der Farbe dieser Welt, er ist schön und liebreizend und kraftvoll und herrlich in seinem Fleische. Er verspricht dir alle Güter der Erde, er will dir alles Wissen geben und aller Heimlichkeiten Heimlichkeit. Er kommt zur nächtlichen Stunde, er trägt dir an Freiheit und Herrlichkeit, um dich zu verderben in Ewigkeit. Siehe, der Fürst dieser Welt gehet um in diesem Land. Ihr sollt verachten die Geweihten des Herrn. In schmutzigen Mäulern soll das Heiltum des Wortes durch die Gasse gerissen werden. Ja, der alten Sternenanbeter und Heiden böse Kunst will wieder wach werden! O du arme Seele, die du nach Freiheit rufst und dich in die ewige Fessel begibst, aus der kein Entrinnen mehr ist! Willst du nicht wissen, daß der Fürst dieser Welt kann umgehen in Menschengestalt, sprechen mit Menschenzungen, sehen mit Menschenaugen und gar süß locken mit aller Menschen Betörung? Eine Seele ist hier unter uns, die in den Banden des Satans gefangen liegt. Eine Seele, deren Namen ich beschlossen trage in meinem Herzen, eine Seele, entsprungen aus dem Stamm derer, die sich abgewandt haben von dem Quell ihres Heils, eine Seele ist hier — sie isset sich den Leib des Herrn zum Gericht."

Schwer fällt der Mönchschor ein:

„Ergo judex cum sedebit
Quidquid latet adparebit
Nil inultum remanebit."

Wie sind Karin Markvorsen die wenigen Schritte so schwer zum Beichtstuhl! Wie schleppt sie sich mühsam hin! Seit Wochen hat sie gewartet und gewartet, gehofft und gebebt, daß das Schiff wiederkommen möge. Sie hat keine Ruhe gefunden und sie hat sich des Morgens still davongemacht aus Renstrup, Unruhe und Not im Herzen. Sie ist gegangen,

ehe der Vater erwachte. Er soll nicht wissen, daß sie allein zur Messe geht. Ist es Wahrheit, was die Priester sie lehren? Ist es Wahrheit, was Oluf, was der Vater sagen? Und warum kommt Oluf nicht wieder? Warum bleibt er so lange weg und was treiben die Männer für ein unheimliches Spiel? Sie wollte beten für die Heimkehr dessen, den sie liebt — und aller Zweifel und alle Not sind in ihrem siebzehnjährigen Herzen wieder wach geworden. Die Gedanken stürmen und jagen. Einen Augenblick überschleicht sie die Frage, ob sie nicht im Beichtstuhl alles sagen soll, all ihre Ängste und Sorgen um den Vater und den Geliebten. Vielleicht, daß dann noch alles gut wird. Und was soll sie sagen? Soll sie alles sagen, alles, was sie selbst dem Vater nicht gesagt hat? Als sie an den Beichtstuhl herantreten will, geht sie an Magister Hieronymi vorüber. Ihr ist, als ob seine großen Augen sie ganz durchschauen wollten. Da kehrt sie kurz um und verläßt eiligen Schrittes die Kirche, hinaus aus der Reihe derer, die sich zum Beichtstuhl drängen. Endlos lang scheint ihr der Weg zum Kirchenportal. Alle sehen ihr nach. Draußen atmet sie auf, hastet durch die Tore wie gejagt. Erst hinter ihr quellen die Kirchenbesucher zum Tor hinaus.

Zwei Mönche stoßen einander an, über das harte Gesicht des einen geht ein böser Schein. „Des Ritters auf Renstrup Tochter — habt Ihr gesehen?" Die Glocken läuten schwer und dumpf, Bischof Stige Krumpen verschwindet wieder in seinen Wohnräumen.

Vor der Kirche stehen die Menschen zusammen und sprechen: „Eine Seele ist unter uns, die dem Teufel verfallen ist! Wen hat er gemeint, Nachbar?" — „Der sieht viel, der sieht den Menschen durch Rock und Hemd und Herz." — „Habt Ihr gesehen, wie des Ritter Markvorsen Tochter aus der Kirche lief, als wäre der Teufel hinter ihr her?" — „Halt den Mund, Nachbar Pelle! Der Ritter ist ein guter

Mann, gehört zu den guten Leuten im Lande." Der andere schweigt und nickt. „Ja, ja die guten Leute! Werden schon sehen, was daraus kommen wird. Hat sich der Teufel oft genug gerade als ein Guter verkleidet. Wenn er so käm', wie er ist, würd' ihm wohl niemand ins Garn gehen." Die andern weichen von dem letzten Sprecher zurück, sehen sich an, gehen in kleinen Gruppen davon. An der Friedhofspforte rempelt ein stämmiger Bauernjunge einen Mönch an: „Geh, friß deinen Kohl, solange du noch welchen hast!"

Der Mönch weicht eilig zurück. Gelächter springt auf. Schon auf dem Wege durch den Flecken beginnen ein paar Burschen zu singen: „Sören Norby zu Land und zu Meer — bald kommt Sören Norby her. Blau ist die See, rot ist das Blut, der Pfaffen und der Herren Gut, das macht uns all ein frohen Mut — Kyrie eleison!" Hie und da fallen andere Stimmen ein, und als vierzig bis fünfzig junge Kerle im „Goldenen Lamm" zusammensitzen, da braust es über die Tische:

„Der Schiffer Clement von Holland kam,
Den Pfeffersäcken den Beutel nahm.
Und das tut wohl und das tut gut,
Der Pfaffen und der Herren Gut,
Das macht uns all ein frohen Mut."

Um des Nordens Krone

„Wehe dem Lande, des König ein Kind ist!" sagt die Schrift. „Du wirst kommen in des Grafen Zeit", sagte das Volk noch viele Jahrzehnte später, wenn wieder böse Zeichen am Himmel standen über Land und See und Inseln der dänischen Krone. „Des Grafen Zeiten", das sind die Tage, von denen wir hier zu sprechen haben. Nie haben im Norden so viel Kampf und Machtwille gegeneinandergestanden, ist

so viel gestritten, gehofft und geblutet worden wie in diesen Tagen.

Die Bischöfe haben des Königs Friedrich achtjährigen Sohn, Herrn Herzog Johann, zum König des dänischen Reiches bestimmt. Herr Erzbischof Rönnow zu Roeskilde, Bischof Mogens Gyldenstjerne zu Lund und Herr Peter Svaven als des jungen Herzogs Erzieher möchten wohl, daß die alte Kirche noch einmal einen festen Fuß im Lande fasse, und das Kind auf dem Thron ist ihnen gerade recht dazu. Aber sie stehen gar sehr allein und von Feinden rings umgeben.

Wovon lebt das Reich, woher bezieht es sein Geld? Da sind die Kanonen auf Kronborg und Helsingborg, die den Sund sperren. Es kommt kein Schiff hinein und hinaus, das nicht an ihnen vorüberfahren muß und Zoll erlegen; Danziger, Wismarer, Rostocker und lübische Handelsschiffe, die immer aus der Ostsee herausfahren, sollen hier zahlen. Brabanter, Amsterdamer, Genter, Yperner, Rotterdamer Schiffe unter der Flagge des Hauses Burgund, die in die Ostsee hineinfahren zum gewinnbringenden Handel mit Finnland, dem reichen Riga und dem fernen Russenland, zahlen hier Sundzoll. Es ist alte Feindschaft zwischen den Lübischen und den Holländern. Als einst die Holländer den bösen Christian II. unterstützt, als sie ihm Kaperschiffe ausgerüstet, dem König, der auf der Insel Amager niederländische Bauern und Krieger angesiedelt, dessen holländische Geliebte, die schöne Dyveke, das Reich in ihren festen Händen neben Christian geleitet, da hatte die Hansa alle Feinde Christians unterstützt mit Geld und Waffen. Als der König und die alte Sigbrit, die dicke, kluge Holländerin, der Dyveke Mutter, hatten fliehen müssen, da hatte König Friedrich den Holländern die Fahrt durch den Sund verboten, weil sie nicht abließen, für Christian Kaper auszurüsten und Mannschaft anzuwerben. Da hatten die Hamburger Krieg geführt in der Westsee und Ost-

see gegen des bösen Christian niederländische Kaperschiffe und Raubfahrer und gegen die wilden Seeleute des blutigen Christian, die sie bemannt hatten, diese hochbordigen Orlogschiffe, die Krieg und Piraterie von Neuwerk vor der Elbmündung bis Wisby auf Gotland über die See trugen. Vor Greetsiel vor der Emsmündung hatten Hamburgs Koggen den wilden Klaus Kniephoff mit seiner Raubflotte niedergekämpft. Im Hamburger Rathaus hatten sie ihm das Urteil gesprochen, und auf dem Grasbrook hatte der Meister Frohn ihm den Kopf vor die Füße gelegt. Nur einen hatten sie nicht bekommen, der im Nebel der Doggerbank mit seinen Raubschiffen verschwunden war, den graubärtigen Seemann, den das Volk auf den Inseln und in Jütland den „Schiffer Clement" und den die Hanseaten den „beusen Kaptein" nannten.

Das waren gute Zeiten gewesen für Lübeck. Aller Handel der Ostsee war den holländischen Schiffen gesperrt geblieben, aller Reichtum des Handels war zusammengeströmt nach Lübeck.

Dann aber hatte König Friedrich seinen Frieden geschlossen mit den Niederländern; wollte er doch auf die Dauer der schönen Sundgelder nicht verlustig gehen. Lübeck, die Königin an der Trave, hatte gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, denn es war damals viel Unruhe und Aufruhr in der Stadt. Die alte Kirche und die alten Geschlechter waren ins Wanken gekommen, die Handwerker, Stauer und Schauerleute, „de lütt Mann", waren aufgebracht durch die Predigt vom reinen Evangelium. Und dann hatten der Rat und die Geschlechter nachgeben müssen. Herr Nikolaus Brömse und Herr Hermann Plönnies waren bei Nacht und Nebel aus der Stadt entwichen, die Häupter der Ratsgeschlechter. Der Bürgerausschuß hatte die Macht übernommen, und dieser Bürgerausschuß hieß Jörgen Wullenweber und hieß Markus Mejer. Waren beides stadtfremde Leute, aber der Sturm

von unten, der die alte Kirche und den Rat hinweggefegt hatte, war ihnen gut in die Segel gekommen; standen jetzt in Herrlichkeit an der Spitze von Lübeck. Da lagen Schiffe genug im Hafen und Kaufleute, die noch der großen Zeit gedachten, als der Hanse Wort in Dänemark genügt hatte, um die Holländer auszusperren von allem Handel in der Ostersee. Mit einer Flotte hatte Markus Mejer, der ein Schmied seines Zeichens gewesen, die Holländer gar auf der Nordsee angegriffen.

Ja, Herr Jürgen Wullenweber und Herr Markus Mejer konnten wieder daran denken, den Holländern die Sundfahrt zu schließen. Stand nicht Bürger zu Bürger, Plattdeutscher zu Plattdeutschem? Da war Herr Ambrosius Bogbinder, Bürgermeister von Kopenhagen. Das war ein kleiner Jörgen Wullenweber, ein niederdeutscher Mann, Freund Lübecks und Freund der Hanse. In Kopenhagen war er Bürgermeister geworden, als Luthers Lehre hier durchgeschlagen. Den Magister Tausen hatte er unter seinen Schutz genommen, und als am Tage St. Maragareten 1531 die Schiffer und Handwerker von Kopenhagen in Unserer Lieben Frauen Kirche die Heiligenbilder zerschlagen, da war er in der Ratsschaube mit einem Knüppel in der Faust vorangegangen und hatte die bunten Heiligen aus ihren Nischen heruntergeworfen. Der Handwerker, der Arbeitsmann von Kopenhagen standen hinter ihm, und nur mit Bitterkeit duldeten sie der Bischöfe und des großen Adels Regiment in der Stadt, Herrn Johann Urne auf dem Schloß und den Erzbischof Rönnow in Roeskilde.

Vor allem aber war da der Bürger der Städte auf den Inseln. Lange genug war er niedergehalten worden, seitdem die Bischöfe und der große Adel Christian II. abgesetzt hatten. Er spürte das Wehen der neuen Zeit, er kannte ein Stück von der weiten Welt, er sah, wie in Lübeck der Handwerker und Krämer das Regiment an sich gerissen, er hörte

aus Luthers Lehre das Wort von der Freiheit eines Christenmenschen heraus, und waren auch genug Prädikanten im Land, die ihm das neue Evangelium mundgerecht um das struppige Kinn schmierten. Warum sollte er nicht im Lande regieren und befehlen, aller Bischöfe und des Adels Macht brechen und mit den Gesinnungsverwandten von Lübeck, von Rostock und Wismar zusammengehen? Mochte er nun Dänisch oder Plattdeutsch sprechen — und meistens sprach er beides oder sprach die beiden Sprachen durcheinander — er fühlte sich als der aufsteigende Stand. Und so sah er auf Herrn Jörgen Wullenweber. War auch in barem Geld auszurechnen, was der Lübecker Bürgermeister wollte und redegewandt darlegte: Die Ostseestädte müssen zusammenhalten, Adel und Fürstentum müssen niedergekämpft werden, Dänemark braucht einen Bürgerkönig von der dänischen und niederdeutschen Städte Gnaden. Am besten holt man Christian II. wieder aus seinem Turm in Sonderburg — muß bloß schwören und geloben, daß er die Holländer aus dem Sund halten will — und dann teilen sich Lübeck und Kopenhagen, Wismar, Rostock, Malmö und die kleinen dänischen Städte in den Ostseehandel. Ein Bürgerkönig in Dänemark und der Bürgersmann an der Macht am nördlichen und südlichen Ufer der Ostsee — das waren die Gedanken, die zwischen Markus Mejer und den Kopenhagener Kaufherren, zwischen Jörgen Wullenweber, Georg Münter, dem Bürgermeister zu Malmö, Herrn Ambrosius Bogbinder, hin und her gingen, die zur heimlichen Absprache und festem Bündnis wurden, als Jörgen Wullenweber drüben in Dänemark reiste und Lübecks alte Forderung nach Ausschluß der Holländer aus der Ostsee beredt vortrug.

Und das einfache Volk, der Fischer, der Bauer, der Arbeiter? Bei dem war Christian II., der es gegen den großen Adel geschützt hatte, noch unvergessen. Das wartete in den niedrigen, rauchgeschwärzten Katen auf den König, dessen

Flotten und Heere es bemannt hatte, den großen, bösen Christian, den Seemanns- und Soldatenkönig, den schwarzbärtigen Kerl, der einer niederländischen Fischfrau Kind zu seiner Geliebten erhoben hatte. Das raunte die Geschichten und Sagen von König Christians letztem Getreuen, von dem Seeräuberkönig Sören Norby, der auf Gotland gesessen und den Herren Trotz geboten, von seinen Kapern und Schiffern, von den Kapitänen, die auf eigene Faust gegen die Herren weitergefochten, von Jens Hvas, Oluf Klinte, dem wilden Rotkopf, und von dem Wildesten unter ihnen, Schiffer Clement, dem Nordjüten aus dem weltverlorenen Vendsyssel.

War auch mancher bunte Vogel darunter, der sich ihrer Sache angeschlossen, war vor allem „des Teufels Erzbischof", Herr Gustav Trolle, Christians II. Freund und Spießgeselle. Als der schwedische Adel zu Stockholm an einem Tage durch Christians Gericht seine Besten verlor, als auf schwedischer Erde des Königs Wille und des Königs Gewalt Schwedens tausendjähriges Recht zerbrochen, da hatte Erzbischof Trolle seinen Segen dazu gegeben, und des Heiligen Vaters Segen besorgt. Für Christian II. hatte er Schweden verwaltet und ausgesogen. Und als ihn Gustav Wasa bei Brunebäcks Fähr geschlagen, da hatten die Schweden hinter ihm her gesungen:

„Schneehühner und Eichkatzen im Baum,
Und wie trifft der Talpfeil gut!
Und Christian und Trolle den Schindern,
Wird's werden kaum besser zu Mut!
Wir jagten die Jüten in den Brunbäcks Elv,
Das Wasser umströmt' sie ringsum;
Nur schade, daß der Christian selbst
Nicht auch dabei kam um!"

Als Christian vertrieben war, da hatte sich auch Erzbischof Trolle, von Amt und Stift abgesetzt, außer Landes begeben.

Jetzt aber lag er auf der Lauer und wartete auf seine Stunde, hatte seine Freunde in Lübeck und seine Vertrauten in Dänemark und noch immer zusammengeraubtes schwedisches Geld genug, um einen neuen Tanz anzufangen.

Und dann war da zuerst einmal des Kindes Johann älterer Bruder, Herr Christian, König Friedrichs ältester und erbberechtigter Sohn, Herzog zu Holstein. Der konnte und wollte nicht recht begreifen — oder besser, er begriff recht gut, warum man ihm, dem Erbberechtigten, seinen kindlichen Bruder vorgezogen. Er war Lutheraner und nahm es ernst mit Luthers Lehre. Er las zwar allerlei andere Dinge heraus, als Herr Jörgen Wullenweber, Ambrosius Bogbinder und ihre Freunde, insonderheit das segensreiche Sprüchlein: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!" Was der junge Luther geschrieben, war ihm lange nicht so wichtig, als was im Jahr 1525 fern in Deutschland der Gottesmann zu Wittenberg gepredigt vom Recht einer christlichen, fürstlichen Obrigkeit, die das Schwert nicht umsonst trägt. Der Gewerke und Zünfte Herrschaft in Lübeck war ihm von Herzen zuwider, noch mehr als die Bischöfe der alten Kirche, und er hatte wohl in sich aufgenommen, was Magister Martinus gelehrt: „Spricht nicht der Apostel Paulus: ‚Ein jeglicher sei der Obrigkeit untertan mit Furcht und Zittern'? Und wenn auch die Obrigkeit böse und unleidlich ist, und das Evangelium nicht zulasse, so entschuldigt dies doch keine Rotterei, keinen Aufruhr." Allerdings, seine Obrigkeit daheim in Holstein war alles andere als unbeschränkt. Die kleinen Städte des Landes mochten nicht gefährlich sein, so widerhaarig sie sich auch wohl einmal anstellen mochten. Aber da waren die großen, alten Familien, und welche ruhmvollen Familien! Da waren die Rantzau und die Brockdorff, die Beienfleeth und die Rugmohr, die Hummelsbüttel und Reventlow, die Ahlefeld und Sehestedt — sie waren Holsteins wahre Herren. Und welch große

Herren! Das war nicht der kleine süddeutsche Ritter, der, je länger je mehr, seines Fürsten abhängiger Mann geworden. Diese Geschlechter trugen den Kopf hoch auf den Landtagen, hatten Land, Macht, Geld und Leute oft mehr als der Herzog. Sie hatten mehr als einmal den Herzögen zu verstehen gegeben und gezeigt, wie mächtig sie waren.

Und da war zuerst Graf Johann Rantzau, aller Lande an der Ost- und Nordsee erster Landsknechtsführer und dazu beredt im Rate, gewandt mit der Feder, ein großer Lateiner und noch viel mächtiger, wenn er auf dem Landtag seine Stimme plattdeutsch ertönen ließ. Da waren Tönnies Rantzau, Verbitter des Klosters Preetz, Herr Jürgen von Ahlefeld auf Gronenberge, der sich am Besitz der Lübecker Domkirche im Dorf Dankwartsdorf gütlich getan, da waren alle die edlen Herren, die die Reformation lieber selber durchgeführt hatten, ehe sie etwa von unten her kam. Schon manch großes Kirchengut war von den alten Geschlechtern übernommen, die ja sowieso die hohen geistlichen Würden gestellt hatten. Und ob neugläubig oder altgläubig — in zwei Dingen war sich Holsteins Adel völlig einig: in der Feindschaft gegen die freie Republik Dithmarschen und im Willen, Herrn Christian auf den dänischen Thron zu heben und durch ihn zu regieren. An Dithmarschen hatten sie den bösen Tag von Hemmingstedt im Jahr 1500 zu rächen, wo Holsteins Ritterschaft erschlagen auf dem Felde geblieben. Graf Johann Rantzau hatte geschworen, als er noch ein Knabe war, seinen Vater an den Dithmarschern zu rächen, „wie der Knabe Hannibal Rache an den Römern geschworen". Graf Johann Rantzau wußte, wohin er mit Herrn Christian hinauswollte. Wo immer man hineinsah in das deutsche Reich, da stieg das Landesfürstentum auf, gestützt, geleitet und überwacht von seinen Landständen. Warum sollte man nicht zupacken und das dänische Land unter Herrn Christian bringen? Und wer konnte besser ein Land

regieren als die alten ritterbürtigen Geschlechter der weiten holsteinischen Lande?

Im übrigen ließ man den theologischen Streit ruhig weitertoben, lachte über Magister Melchior Hoffmanns, „Könnicklicker Majestät tho Dennemarcken gesette Prediger", grobes Pamphlet gegen einen andern Predikanten: „Daß Nikolaus Amsdorf, der Magdeburger Pastor, ein lügenhafter, falscher Nasengeist sei, öffentlich bewiesen durch Melchiorem Hoffmannum", lachte herzlich, wenn der „Buntfatter", wie man im Lande sagte, der Kürschner Hoffmann lehrte, daß Luther unrecht habe und man im Abendmahl Christus nur geistlich genieße, denn sonst müsse er ja „im Sakrament empfindlich mit Haut, Haar, Bein von den Jüngern sein gegessen und verzehrt worden" — und sorgte lieber dafür, daß man bei der Teilung des großen Kirchenbesitzes nicht zu kurz kam und den Stiftern und Klöstern wieder abnahm, was in gläubigeren Zeiten den Vorfahren zur Rettung der armen Seele bei wohlgeheizter Hölle abgezwackt worden war.

So waren es zwei niederdeutsche Männer, Jörgen Wullenweber hier und Graf von Rantzau dort, die beide auf das kranke dänische Reich sich stürzen wollten und beide noch einmal von der Herrschaft über die Ostsee, vom „Dominium maris Baltici" geträumt; standen auch beide zu Luthers Lehre, wären aber keine rechten Deutschen gewesen, wenn sie sich nicht grimmig ihr Leben lang gegenseitig bekämpft und gehaßt hätten, der Bürgermeister der Gewerke von Lübeck und der große holsteinische Graf und erste Landsknechtsführer, reichste Mann und klügste Kopf des Holsteiner Herzogs.

Zu der frommen Kalande

Es ist ein verschneiter, verregneter Nachmittag, die Lichter sind trüb und niedrig im alten Schlosse zu Aarhus, und die Stimmung ist kaum besser bei den Herren, die hier zusammensitzen. Ist auch aller Grund vorhanden, die Köpfe hängen zu lassen in Jütlands großem Adel. Graubärtig und lang, den gichtischen Leib eingehüllt in einen dicken Pelz, sitzt Herr Magnus Giö oben an der Tafel. Das Licht spiegelt sich in den zinnenen Tellern und Kannen, bricht sich aber auch in den Panzerhemden, die die Herren tragen. Der Wind rüttelt von draußen an die Laden, treibt Flocken und Regen heran. Fern rauscht die See an die Kaimauern der alten, dunklen kleinen Stadt.

Herr Holger Rosenkrans steht lang und schlank im Panzer und Leder an seinem Platz an der Tafel, hat die schmalen Hände auf den tannenen Tisch gestützt und versucht, die müde Stimmung zu durchbrechen: „Jetzt oder nie! Die Bischöfe sind sich ja ihrer Sache selber nicht sicher. Wenn wir rasch genug zupacken, müssen wir den einen oder den andern von ihnen zwingen können, Herrn Christian seine Wahlstimme zu geben, denn sie haben sich auf den Johann zwar geeinigt — aber König ist er damit noch lange nicht. Schlag' also den edlen Herrn vor, wollen beschleunigt einen Landtag nach Randers ausschreiben lassen für Jütland und Fünen. Die Bischöfe müssen ran — jedenfalls die wir kriegen können! Kommt der Roskilder nicht, so müssen jedenfalls der geistliche Hirt" — ein Lächeln geht über seine Züge, denn er ist selber Lutheraner wie die meisten im Saal — „von Odensee und der von Börglum heran. Sie mögen wollen oder nicht, wir nehmen sie im Guten oder

Bösen nach Randers, und dort wird für Herrn Christian geschworen."

„Gut, gut", knurrt der alte einbeinige Frederik Urne, Reichsrat und Lehnsbaron, „aber erst einmal schwört Herr Christian uns, daß er die Privilegien und den Rezeß treulich halten, auch keine Steuern ohne Einwilligung getreuer Ritterschaft auferlegen, keines Lehnsmannes Leib und Eigentum ohne Gericht der Gleichen angreifen. Sonst gibt's kein Geld und sonst wird er kein König!"

Herr Magnus Giö zieht die Oberlippe mit dem grauen Bart über den langen gelben Zähnen hoch und lächelt in sich hinein. „Ohne Eid kein Geld und kein König. Die holsteinischen Herren sind der gleichen Meinung."

Der Rosenkrans nickt Beifall. „Hab' mir erzählen lassen, der Herzog habe von den Holsteiner Herren schon jetzt einen Vorschuß auf die Königskrone haben wollen. Da hat ihm der Kai Rugmohr ins Ohr geflüstert: ‚Du Jägenbuck hest all veel to veel krägen!' Er hat kein Geld oder jedenfalls nicht viel. Das Geld hat der Rantzau, die großen und die kleinen Propheten, die silbernen Apostel, von denen geschrieben steht: ‚Gehet hin in alle Welt!' Der Herzog muß uns schon den Eid leisten."

Herr Magnus Giö winkt ab. „Der alte Ubermut, ihr Herren! Uns geht's vielmehr wie den Krönungsochsen, werden von zwei Seiten zugleich vom Feuer beleckt. Die Bischöfe machen mir weniger Gram als das unruhige Volk im Land. Ist in Jütland ein sonderbar Treiben seit einigen Wochen im Gang, und was die Lübecker brauen, kann ein unbekömmlich stark Gesöff werden. In Viborg haben die Bauern dem Stiftsvogt schon die Zahlungen aufgekündigt, in Thyland sieht's nich besser aus und auf Fünen — nun das wißt ihr ja selbst, wie das Volk da denkt. Die wollen auch ihren Christian — aber den andern!"

Holger Rosenkrans schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Das ist zehnmal gesagt, Herr, und wird dadurch nicht gescheiter! Die Bauern müssen auch nach Randers, Harde für Harde schwören auf Herzog Christian. Sie haben heute weder Haupt noch Führer; kann schon morgen einer kommen, der die Blutfahne im Lande aufwirft. Müssen uns ihrer versichern durch Eid und Schwur."

Die Herren rufen Beifall: „Nach Randers, nach Randers! Der Landtag muß gleich ausgeschrieben werden. Die Stiftsvögte sollen handeln. Wer jetzt der schnellere ist, kriegt die Wurst und den Schinken dazu."

Der Schnee treibt draußen in immer dichteren Flocken, und der herbstliche Wind pfeift um das alte Gemäuer, die Ostseewellen klatschen mit kurzen Brechern an die Hafenmauern. —

In einem kleinen Hause am Hafen steht der Ritter Jens Markvorsen an der Tür und klopft dreimal. Vorsichtig wird das Schiebefenster in der Wand zurückgezogen. Der Ritter flüstert: „Ich bin gekommen zur guten Stund ..."

„Zu Sankt Johannis Minne ....", antwortet es aus dem Schiebefenster. „Und zu der frommen Kalande", antwortet der Ritter. Dann tut sich die Tür auf. Ritter Markvorsen legt seinen Mantel ab, steigt die krummgetretenen Stufen zusammen mit dem Türwärter hinab; eine schwere Eichenplankentür wird aufgetan — drinnen sitzen bei zwölf Lichtern am Tisch elf Männer, Grauköpfe fast alle, zwei mit priesterlicher Tonsur, einer, dessen Namen das Volk flüstert von Schonen bis Schleswig. Sie haben die Messer mit der Spitze gegen sich hingelegt, die Waffen an die Wand über den eigenen Platz gehangen und erheben sich, als der Ritter den Raum betritt. Alle zwölf geben sich, die Arme über der Brust verschränkt, um den Tisch die Hand. Der Ritter hebt sein Glas und dreht es dreimal, wieder dreimal und nochmals dreimal auf dem Tisch herum, ehe er den Willkommen trinkt. „Zu Sankt Johannis Minne!" — „Und

zu aller ehrlichen, redlichen, wissenden Männer Ehr!" erwidert der große schwere Mann mit der grauen Schifferkräse und dem fast kahlen Kopf, um den ein Kranz grauweißer Locken steht.

Sie kennen ihn alle in diesem Kreise. Hier ist er eingekehrt, wenn ihn die Orlogschiffe über allen Meeren suchten, und niemand wäre je auf den Gedanken gekommen, daß der Mann, der hier auf dem Stuhl mit der eingeschnittenen großen Lilie in der Holzlehne sitzt, der „Schiffer Clement" ist.

Wappen mit altertümlichen Zeichen hängen an der Wand. In den Stühlen sind Symbole eingeschnitten, die dem Besitzer eigentümlich sind. Ist auf dem Sessel des Ritters Jens Markvorsen das achtspeichige drehende Rad, so trägt der Sessel des einstigen Dompropstes Per Jensen ein Kleeblatt, der Stuhl des Höödings Claus Clausen eine dreifach geteilte Ährengarbe, sind an den Stühlen Runen und Monde, gekreuzte Beinschienen und Dreizacke angebracht. Am Stuhl des Schiffers aber steht eine Rose mit sechs Blättern, je drei auf einer Seite in der Form der uralten Hagalrune, tiefes Zeichen wohlbewahrten Geheimnisses. An der Decke steht, kunstvoll gearbeitet, der Zodiakus, der Tierkreis, mit allen seinen Zeichen, so daß des Schiffers Stuhl die Sonne über sich hat und von Osten nach Westen schaut.

Spricht der einstige Dompropst Per Jensen: „Ist heute rechte Stunde, daß wir eine Kalande halten mögen nach altem Brauch und Sitte zu Sankt Johannis Minne?"

Der Schiffer erwidert: „Das Brot ist gebrochen, das wir gebaut, der Wein ist eingeschenkt von der Allmutter Erde. Ist eine Stunde, daß wir die rechte Kalande halten können zu Sankt Johannis Minne in dem Geist."

Fragt der Ritter, wie nach altem Brauch alle die Jahre, wo sie hier zusammenkamen: „Ist die rechte Stunde, wo wir das Verhehlte unverhohlen, das Verkalte unverkalt üben mögen?"

Antwortet der Schiffer: „Ist die rechte Stunde, ihr Brüder, wo wir das Verhehlte unverhohlen, das Verkalte unverkalt üben können."

Fragt der Ritter: „Ist auch die rechte Stunde, wo wir das Verhehlte der Welt sagen, das Verborgene unverborgen aussprechen dürfen?"

Und der Schiffer erwidert, wie seit je: „Heute nicht — aber über hundert Jahr und Jahr und Tag hat der Aar wieder von dem Berge ein Körnlein abgewetzt. Heute nicht, aber über hundert Jahr und Jahr und Tag werden wir wieder ein Stück von dem Verhehlten unverhohlen, von dem Verkalten unverkalt sagen können."

Fragt der Ritter: „Ist die rechte Stunde, wo wir, was der Aar abgewetzt vom Berg, den kostbaren Edelstein, zeigen dürfen?"

Spricht der Schiffer: „Ist heute von den toten Brüdern der Kalande überliefert, daß wir den einen Edelstein zeigen und sagen dürfen. Die toten Brüder von der Kalande, die im Licht ruhen, haben es von den toten Brüdern Armans, diese haben es von den toten Brüdern ... Ihr wißt, daß das Kennwort geheim ist. Will Euch auch sagen, wie der Edelstein heißt, den wir heute zeigen dürfen: Dieser Edelstein ist das ‚alte Recht'. Sprecht Ihr, Bruder, vom alten Recht!"

Der eisgraue Bauernvogt von Nästved steht von seinem Stuhl auf, langer schütterer Bart fällt über die Brust, die Wangen sind eingefallen, das Haar schneeweiß. „Wir haben aus der alten Zeit überliefert, daß der Bauer ein freier Mann war in diesen Landen. Niemand soll seines Hofes und Erbes mächtig sein können, denn allein das Licht der Sonne. Darum heißen zu Recht des Bauern Höfe auch Sonnenlehen. Auf einen Sohn aus echter, rechter Ehe soll er den Hof vererben können, kein Stück von der Erde soll er weggeben können unter irgendeinem Zwang oder irgendeiner Macht, denn der Hof ist des Geschlechtes Odal. Darum ist

jeder freie Mann in diesem Lande, solange die Sonne um die Erde kreist, Wind weht, Wasser den Berg hinabfließt, Meer rauscht, Fische springen und der Adler zieht, odalig, das will sagen, edel gewesen. Das alte Recht ist zerbrochen worden, als König Knud, den sie den Heiligen nennen, dem freien Bauern Schatzung auferlegt. Wergeld und Buße hat die fremde Kirche an sich gezogen. Der König hat, was einst freie Gabe war, erbetene Bede, zu Zwang und Abgabe gemacht. Den Zehnten hat die Kirche dem Bauern auferlegt, auf dem Sterbebett hat sie ihn gezwungen, ihr das Odal zu schenken, und hat es den Kindern zurückgegeben, als abhängigen Leuten, krüppelhaft ist das Volk in seiner Seele geworden, arm ist es geworden und gottlos, als das Land nicht mehr in Gottes Schutz und Gottes Lehn stand. Das Sonnenlehn ist untergegangen, landauf und landab — gibt nur wenige, die es sich haben erhalten können. Das Recht, ungeschrieben, das wir in der Brust tragen, haben sie aufgezeichnet und verdreht. Herren haben sie über uns gesetzt, unfrei uns gemacht. Wäre bald geschehen, daß sie uns auch die Wehr genommen hätten ..."

Der Vogt von Nästved spricht mit tiefer Erregung, die hellblauen Augen weit aufgerissen. Er ist tagelang herübergefahren von Seeland zu dieser Nacht, in der die Losung ausgegeben werden soll für die Sehnsucht eines ganzen Lebens. Er stockt und setzt sich dann schwer. Die andern sehen auf ihn, bereit, den uralten Mann zu stützen.

Schiffer Clement beschreibt eine kurze Bewegung mit der schweren, alten Seemannshand. „Ich wollt', daß er von diesen Dingen sprechen sollte. Jetzt zur Sach', ihr Brüder! Ich hab' gehört, daß sie den Adel von Jütland und Fünen, dazu die Bischöfe und die Bauernschaft nach Randers zusammenbieten wollen. Wird heut abend beschlossen sein, während wir hier tagen. Wir können's nicht mehr hindern, denn die Aufgebotsbriefe sind früher heraus, als wir Ge-

gennachricht geben können. Die Bischöfe werden jetzt den Herren nachgeben müssen. So wird in Randers der Landtag zustand kommen. Es muß alles getan werden, daß er mit einem Tumult endet. Der Bauer soll nicht schwören, weder auf Herzog Christian noch auf ein Abkommen, Brief, Rezeß oder was immer die Herren vorlegen werden! In wenigen Tagen geht der Tanz auf den Inseln an, hab' meine Nachricht aus Lübeck. Sowie das der Fall, bin ich wieder im Land, wird aufgeboten — je weniger dann zu Randers geschworen haben, um so besser wird es sein. Die werden dann eidesfrei und ihrer Handlungen mächtig sein."

Markvorsen wendet sich an den Schiffer: „Und was soll mit den Priestern geschehen, denen von der alten Kirche und den lutherischen? Sind beider Richtung Bauern im Land."

Der Schiffer stützt den schweren Kopf mit dem großen, breiten Gesicht und den blauen Augen in die Hand, verzieht dann den Mund zu einem listigen Lachen, als ob er an Deck einem Jungen pfeifen wollte. „Was geschehen soll, tue ich selbst. Kein Wort von der Religion, ihr Brüder! Mag jeder denken, wir seien für die Lutherischen oder für die Päpstlichen, wie er will. Immer nur das eine sagen: ‚Wer hat dem Bauern das Land genommen? Wer hat die hohe und niedere Gerichtsbarkeit dem Volk weggenommen? Wie sind Stifter und Lehnsmänner zu Land und Besitz gekommen? Mit welchem Titel für des Landes Wohlfahrt können sie's rechtfertigen?' Nie von Religion sprechen, ihr Brüder — immer nur fragen: ‚Wie sind die Herren an das Land gekommen? Wer hat die alten Härred, in denen der freie Mann sich selbst verwaltet, aufgelöst? Wer hat die Steuermannsharden verboten und dem Volk das Waffenrecht genommen?'"

Sagt der Hööding Clausen: „Und Herr Christian, der König Christian? Sind viele im Land, die unter seinen Fahnen gedient."

Der Schiffer lächelt. „Ihr wißt, ich hab' König Christian selber gedient. Ihr wißt, daß viel ehrliche Leut' im Land ihn wieder heimrufen wollen — sind die Besten im Lande. Das wollen wir auch — aber wir wollen noch mehr. Es geht ein Lied auf Fünen, hab's gestern gehört — das ist das rechte Lied, das ‚Lied vom alten Aar'. Wer nicht mehr weiß, nimmt's für König Christian. Wer mehr weiß, nimmt's als das, was es sagen will. Höret zu und behaltet den Text — die Melodei werden die Trommeln dazu spielen." Er lehnt sich im Stuhl zurück und beginnt langsam, mit schwerer, rauher Seemannsstimme vorzusingen:

„Fort flog so einsam der alte Aar
Uber die graue Heide.
Die anderen Vögel verlassen sind,
Ihre Jungen klagen im Leide.
Hoch spreizt sich jetzt die Habichtsbrut
Uber der alten Eiche.
Doch der alte Aar von Norden kommt
Zu herrschen in seinem Reiche ..."

Der Schiffer trommelt mit den schweren Fäusten den Takt zu dem Lied, es fängt weh und traurig an wie ein altes Volkslied, und es steigt auf wie ein brausender Ruf.

Die elf andern springen auf. Sie geben sich kreuzweise die Hände um den tannen Tisch, und sie singen das Lied vom alten Aar. Als es abbricht, hebt der Schiffer das Glas: „Auf ein gut Gelingen!" und dann mit listigem Augenzwinkern: „Und Sankt Johannis Minne!" Er legt die Hand um den Hals unter dem grauen Bart, so daß der Daumen auf der rechten Seite und der Zeigefinger auf der linken Seite liegt, das uralte Schweigezeichen. Die elf andern machen das Zeichen nach, jeder löscht sein eigenes Licht, sie hängen sich die Mäntel um, und vorsichtig Ausschau haltend in der grauen Fischergasse, verlassen sie in Abständen das Haus.

In der gleichen Nacht schon reiten die Boten von Stift zu Stift, von Herrenhof zu Herrenhof, um aufbieten zu lassen zum Landtag.

Der Schmiede Recht

„Fahre nicht, Oluf! Ich habe ein solches Herzspannen die Tage hindurch.“ Jetzt endlich, auf dem Weg an der Düne, hat Karin Gelegenheit, ohne ihren Vater mit dem Schiffer Oluf Klinte zu sprechen. Der bleibt vor ihr stehen, umfaßt sie mit beiden Armen. „Fürchtest du dich, Karin, um mich? Die Frauen der alten Zeit haben sich nicht gefürchtet, wenn der Mann in Gefahr ging.“

„Das ist es nicht, Oluf. Meines Vaters Wesen ist so sonderbar, und ich weiß, daß ihr große Dinge plant, Dinge, wie sie seit vielen hundert Jahren in diesem Land nicht erlebt.“

„Nein, du hast recht, nicht erlebt, seit bei Jörgensbjerg Henrik Tageson sein Heer gegen König Christofer geführt und in einer Wagenburg nach der Hussiten Weise der Bauer von Vendsyssel gestritten. Es ist damals böse ausgegangen — so muß es heut gut ausgehen.“

„Oluf, muß das alles sein? Du bist so klug und so stark und so jung; könntest du nicht ein großer Kaufmann werden und von Island bis gen Narwa fahren? Könntest du nicht ein großer Bauer sein? Ich weiß, daß du nur ein paar lederne Beutel mit Goldstücken aus dem Versteck zu nehmen brauchtest, um den schönsten Hof in Dänemark zu kaufen. Und wir beide hätten eine Heimat — und ein anderes auch ...“ Oluf Klinte drückt sie eng an sich. „In einem freien Land, Karin, in einem freien Land! Wenn die Stunde für einen Menschen kommt, wo er streiten muß, dann kann er sie nicht aufhalten. Möchtest du sehen, daß unser Kind einst unfrei wird, daß, was sich angebahnt seit vielen hundert

Jahren, immer weitergeht in diesem Lande, daß der freie Mann auf seinem Land und seinem Hof ein Abhängiger und ein Herrenknecht wird? Das kannst du nicht und das kann ich auch nicht. Und jetzt ist die Stund' da, und darum fahr' ich gen Randers morgen in aller Früh. Und darum — müßten wir vorher noch Mann und Frau geworden sein vor dem Gesetz."

Karin lehnt sich eng an ihn an. „Aber es gibt keinen Priester, der uns trauen würde ohne Aufgebot. Und aufbieten lassen von der Kanzel kannst du dich nicht; du weißt, wie sie dich suchen."

„Eben darum gehen wir jetzt hinab ins Dorf zu Palle, dem Schmied. Er weiß von nichts, oder er weiß so viel, wie ein Schmied wissen muß, der seines Handwerks wohl kundig ist."

Sie gehen über Dünenhafer und weichen Sand, über Heidekraut und vorbei an niedrigen Tannenkusseln, bis sie ans Dorf kommen. Der Abend hat sich tief herniedergesenkt, die Sonne will heimkehren in die See, und ein kühler Wind hat sich aufgemacht. Die schilf- und strohgedeckten Häuser mit ihren Holztüren und Holzladen liegen wie schlafend, vor einem Haus sitzen zwei alte Männer und flicken Netze, Rauch der Abendsuppe steigt aus den Schornsteinen.

Die beiden gehen eng umschlungen das Dorf hinunter. Die alten Männer sehen ihnen nach. „Da ist er wieder! Wer ist es nur?" Die Alten stoßen sich verwundert an.

Die beiden steigen hinter einem Haus einen kleinen Abhang hinauf, gehen vorüber an langen ausgespannten Fäden, an denen getrocknete Fische hängen, denn das Land ist arm hier oben, und wenn das Brot des Meeres die hungrigen Mäuler nicht nährte, wäre viel Elend in ihm. Jenseits des Dorfes liegt die Schmiede, der Schein des Essefeuers leuchtet hinaus in den Abend.

Die beiden treten heran, und Oluf spricht: „Gott grüß'

Euch, lieber Mann!" Der riesige rußige Schmied hält mit der Arbeit inne, schiebt das halbfertige Hufeisen aus dem Feuer und trocknet sich die Hand unter dem Lederschurz; dann bietet er sie den beiden. „Gott willkommen, des Herrn Markvorsen Tocher und Ihr auch, Geselle! Was ist Euer Begehren?"

„Hab' nur ein klein Anliegen", meint Oluf. „Möcht' mir das kurze Schwert, das ich an der Seite trag', schärfen lassen, auch einige Scharten aushämmern." — „Soll geschehen. Muß es gleich sein?" — „Wenn's kein Beschwer macht, wollt' ich drum gebeten haben."

Der Schmied lacht über sein breites, bartstoppeliges Gesicht, läßt sich das Schwert geben und facht das Feuer wieder an, dann beginnt er kunstgerecht an den Scharten zu hämmern.

„Sagt, Meister, kann nicht ein Schmied auch Menschen zusammengeben und schmieden am lohenden Feuer? Ist das nicht Handwerksbrauch?"

Der Schmied, ganz in seine Arbeit versenkt, sieht auf. „Ist Handwerksbrauch und Sitte, lieber Herr! Es kann der Schmied zum ersten zusammengeben sein eigen Kind an einen ehrlichen Schmiedegesellen, er kann zum zweiten zusammengeben jedermann auf dem Totenbett, wenn kein Priester heranzuschaffen, und er mag wohl zum dritten zusammengeben bei eilender Not, wenn anders Gefahr und Unehre zu besorgen. Das ist des Handwerks Recht und aller Schmiede Privilegium, daß sie mit dem Hammer mögen Liebende zusammengeben."

„Wenn nun ein ehrbarer Mann und ein ehrbares Mädchen von einem Meister begehren, daß er sie möge zusammengeben um eiliger Not, was bedarf der Meister an Urkund und Erklärung?"

„Eines ehrlichen Mannes und eines ehrlichen Mädchens Erklärung sind Urkund genug." Der Schmied hält ein und

dreht sich zu den beiden um, sieht ihnen voll ins Gesicht. „Ihr also wöllet beide, daß ich euch soll zusammengeben vor dieser Flamme mit dem Hammer für das Leben? Euch, Jungfrau Karin, kenn' ich wohl — aber Euch, Geselle, kenne ich nicht."

Oluf tritt ganz dicht an ihn heran. „So Ihr schweiget, Meister, will ich Euch den Namen nennen. Ich bin der Schiffer Oluf Klinte, der für König Christian hat landflüchtig werden müssen."

Der Schmied stützt beide Hände schwer auf den Hammer. „Mit Gottes Segen, Herr, und wieder mit Gottes Segen und abermalen mit Gottes Segen für König Christian, den die Herren und Bischöfe des Landes und der Krone beraubt haben! Es konnt kein beßrer Mann zu meinem Feuer getreten sein und keiner, der mir lieber wär'. Hab' unter König Christian Kriegsdienst getan gegen die Lübecker im fernen Finnland. Legt eure Hände auf den Griff eures Schwertes! — Ich geb' euch zusammen im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." Jedesmal schlug der Schmied auf das Schwert, daß die Funken stoben. „Ich geb' euch zusammen für diese Zeit und jene Zeit und aller Zeiten Ewigkeit. Ich geb' euch zusammen in Freud, ich geb' euch zusammen im Leid, ich geb' euch zusammen in Ewigkeit!"

Landtag

Das alte Stift Börglum liegt in tiefem Schlaf. Der Bischof Stige Krumpen schläft Vorrat für die lange Reise zum angesagten Landtag. Seit zwei Tagen liegen dreißig Kriegsknechte, bewaffnete Gefolgsleute des Herrn Mogens Giö, im Kloster, meist deutsche Landsknechte, Lutherische. Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen, und der Bischof muß sich

den aufgedrungenen Schutz wohl gefallen lassen. Seine eigenen Reiter hat er vor drei Tagen bereits vorwegsenden müssen, in Richtung nach Süden. Was soll auch ein armer Bischof machen, wenn der ganze große jütländische Adel anders will als er? Er schläft einen schweren und unfrohen Schlaf, während draußen am Stall schon der Reisewagen geschmiert und im Stall die Pferde gefuttert werden.

Da kommt ein Reiter in langem Regenmantel an das Tor, verlangt sofort vor den Bischof geführt zu werden. Domdechant Magister Hieronymi wird aus dem Schlaf getrommelt, fängt den Boten ab, noch ehe er zum Bischof kommt, liest den Brief, muß sich vor Schrecken niedersetzen, wird fahl in seinem langen, schmalen, klugen Greisengesicht, geht mit zitternden Händen hinüber zu des Bischofs Gemächern. Er klopft einmal, klopft zweimal, öffnet dann die Tür, tritt laut auf, bis der hochwürdige Herr aus schwerem Schlummer erwacht. Bischof Stige Krumpen fährt hoch, reibt sich die kleinen Äuglein. „Gottsdonner, Hieronymi, was stört Ihr mich in meinem Schlaf?"

Der Domdechant geht im Zimmer auf und ab. „Heute nacht ist ganz Dänemark aus dem Schlaf gestört. Der Tanz geht an. Heut nacht — eben, der Bote hält noch draußen — ist Nachricht von Aalborg herein. Was wir gefürchtet haben, ist geschehen."

Der Bischof richtet sich hoch, versucht sich zu fassen. „Sprecht deutlich!"

Hieronymi zieht den Brief heraus und liest vor: „... und müssen euch kundtun, daß zu Kopenhagen vorgestern abend der Umsturz geschehen. Eine lübsche Flotte unter Marcus Mejer, ist auf Seeland gelandet. Roeskilde ist über, Bistrup zerstört, Erzbischof Rönnow auf der Flucht. Kopenhagen gestern ebenfalls übergegangen. Die Bürger haben die Waffen ergriffen, das Schloß eingeschlossen, so daß Herr Johann Urne es hat den Belagerern eingeben müssen. Graf Christoph

Hoyer ist mit den lübschen Truppen ohn' Widerstand eingezogen, Bürgerschaft und Rat von Kopenhagen haben Christian II. aufs neue gehuldigt. Die Schlösser in Seeland sind allermeist bereits über. Erzbischof Gustav Trolle ist mit dem Heer gleich mitgekommen, will das Roeskilder Stift wieder antreten. Kiöge ist über, Helsingör ist über, Slagelse ist über. Die Bauern sammeln sich auf dem Uloe-Mose, wollen keinen Herrendienst mehr tun und sind Christian II. wieder zugefallen. In Kopenhagen sind Ambrosius Bogbinder und Hans Böse zu Bürgermeistern gewählt geworden, haben auch einen Achtzehnerausschuß aus den Gewerken und Gepöfel gebildet. Herzog Johann ist auf der Flucht. Hab' mich selber nur mit Müh' nach Sorö retten können, von wo dieser Brief geschrieben. In Schonen, auf Falster und Laaland sollen die Bauern und Bürger die Höfe stürmen. Gott wolle uns und Euer Bischöfliche Gnaden in den hartbedrängten, eiligen Zeiten in seinen gnädigen Schutz nehmen!"

Der Bischof springt mit beiden Beinen aus dem Bett, fährt mit dem Kopf in die Wasserschüssel, prustet, sieht den Domdechant wie irre an. „Und hier? Und in Jütland? Ist noch alles ruhig?"

Der Domdechant geht auf und ab. „Hab' keine Nachrichten bekommen. Der Bote hat in Aalborg auch nichts gehört. Kann das Feuer aber leicht hier zünden."

Der Bischof fährt in seine Kleider. „Wir reisen noch heute, wir reisen sofort. Man muß sehen, daß man des Herzogs Johann habhaft wird, damit jedenfalls Jütland ihn noch rasch zum Könige wählt."

„Glaub's nicht mehr, Herr Bischof. Jetzt haben Mogens Giö und der große Adel hier das Heft in der Hand, solang es dauert. Werden jetzt den Holsteiner Christian, Herrn Johanns Bruder, den Lutherischen, wählen, und wir können nichts dazu tun. Ist mir immerhin — sag's mit Schmerzen und Seufzen zu Gott — auch noch lieber als der zweite

Christian von der Bauern und der Lübecker Gnaden. Bin auch dafür, daß wir reisen, keine Stund' mehr warten."

Draußen klopft es an die Tür. „Ein Bote von Herrn Mogens Giö mit eiligem Schreiben für den Herrn Bischof!" Der Domdechant nimmt den Brief herein, überfliegt die hastigen Zeilen. „Der Landtag in Randers ist aufgehoben. Herr Mogens Giö lädt den Herrn Bischof zur Besprechung nach Silkeborg, möchten gleich abfahren. Ist dringende Sach' um das Reich Dänemark."

Der Bischof nickt. „Also nach Silkeborg, ist schon weiter nach Süden. Glaubt wohl, er könne das holsteinische Kriegsvolk näher heranbekommen? Muß bös aussehen, daß Herr Mogens Giö so rasch seine Resolution ändert!"

Draußen tagt es über dem Kloster, die ersten hellen Streifen huschen über den Horizont, am Brunnen im Klosterhof hört man die Kriegsknechte reden. Der Wagen fährt vor, ein großer, schwerer Reisewagen, dessen Gestell in ledernen Schlaufen hängt, mit sechs stämmigen Pferden bespannt. Die sechs Reiter, die sich fertigmachen, sind alle Kriegsleute von Herrn Mogens Giö.

Der Bischof stöhnt leise. „So muß ich also in meines Feindes Schutz fahren! Ist ein bös' Fatum, das über uns allen steht." Ihn friert, er läßt sich einen Becher Warmbier reichen und steigt mit dem Domdechanten in den Wagen. Die Reiter poltern hinterdrein.

Wir wollen hier nicht schildern, wie die Herren zu Silkeborg getagt. War eine harte Tagsatzung. Bischof Ove Bilde hat geweint wie ein Kind, als er den Revers für den Holsteiner Herzog, den lutherischen Christian, unterschreiben mußte; Bischof Stige Krumpen hat ein Mal über das andere abreisen wollen, aber Herr Mogens Giö hielt sie alle zusammen, und waren wohl mehr seine Gefangenen als seine gleichberechtigten Brüder im Rat. Als Bischof Bilde gar nicht

Ruhe geben wollte, hat ihn Herr Holger Rosenkrans mit der Hand am Schwert angebrüllt, ob er lieber unter einem lutherischen Fürsten Bischof sein oder von den Bauern aus seinem Stift gejagt werden wolle. Herr Holger hat dann mit aufgereckten Fingern seinen Schwur vorgesprochen, daß sie alle für Herzog Christian leben und sterben wollten, wenn dieser Privilegien und Rezeß aus den Tagen von König Friedrich einhalte und beschwöre. Am Abend ist dann Herr Mogens Giö mit großer Bedeckung, dazu dem Bischof Stige Krumpen von Börglum und dem erwählten, aber noch nicht konsekrierten Bischof Ivar Munk zu Ripen, dazu Herrn Ove Lunge gen Süden gereist. Er hat die Bischöfe gar nicht mehr aus seiner Hand gelassen. Als sie durch Vejle gekommen, haben die Leute auf der Straße gestanden und ihrem Zug nachgehöhnt, so daß die Reiter ihre Lanzenschäfte gebrauchen mußten. Herr Mogens Giö hat aber vorher noch einen allgemeinen Landtag nach Horsens ausschreiben lassen.

Seit zwei Tagen ist der Schiffer Oluf Klinte von Hof Renstrup wieder verschwunden. Er hat einen Brief bekommen, den er niemand gezeigt, und sich von Karin und dem Ritter verabschiedet. Der kleine Hof liegt in sommerlicher Stille. An dem grünen Teich quaken die Enten, das Vieh grast auf der Weide hinter dem Hof, und Karin sitzt vor einem großen irdenen Topf und schneidet Bohnen. Der Wind kommt leise und spielt von der See um Bäume, Hof und Haus, ein paar Tauben sitzen um sie herum und picken zu ihren Füßen, der Hahn jagt hinter einer Henne, und der Hofhund knurrt schläfrig.

Wie ist die Welt so still in Wind und Sonne und Heidekraut! Wie ist der Sommer so tief und so beseligend in seiner Reife und Schönheit! Karin hat lange mit ihrem Vater gesprochen, über den Abend in der Schmiede und über alles

andere auch. Der Ritter hat nur verständnisvoll ihr über das Haar gestreichelt. Er wußte alles schon lange und hat bloß nichts gesagt, sondern getan, als ob er nichts sähe. Dann hat er still gelächelt. „Oluf hat mir das auch alles gesagt — und der Schmied hat wohl gewußt, warum er euch zusammengegeben. Das war Brauch in der alten Zeit, daß Ehen geschlossen wurden mit dem Hammer am lohenden Feuer. Die Menschen sagen jetzt, das sei nur eine alte Sitte der Schmiede und lassen's dafür hingehen. Das ist aber die alte Ehe gewesen, die so unter dem Hammer geschlossen ist und bei der Glut des Feuers."

„Sag, Vater, du meintest damals, als Oluf kam, daß ‚manche reiner würden durch Feuer'. Ich hab' lange darüber nachgedacht, hab' aber den verborgenen Sinn dieses Wortes nicht finden können."

„Sieh, Karin, das war Glaube in der alten Zeit, daß alles Leben auch aus dem Feuer sei. Darum zünden wir ein Feuer an auf dem Herd, wenn wir ein neues Haus bauen, und wenn das Geschlecht ausstirbt, dann löschen wir das Feuer auf dem Herd aus. Und das war auch Glaube in der alten Zeit, daß die Sturmriesen und die Reifriesen, die Feuerriesen und die riesischen Heerscharen am Ende die Welt mit Menschen und Göttern zerstören und in Feuer verbrennen werden. Denn die Welt ist wie ein Jahr. Sie hat ihren Frühling, ihren Sommer und ihren Herbst — und eines Tages kommt der Tod. Aber die Welt ist niemals zu Ende — auch wenn sie dort drüben" — er deutet mit dem Kopf auf Kloster Börglum in der Ferne — „jeden Sonntag davon predigen, daß das Jüngste Gericht bald kommen werde und aller Welt Ende nahe sei. Das haben wir aber gewußt in der alten Zeit, daß die Welt niemals zu Ende ist. Wenn sie mit Feuer verbrannt ist, dann steht eine neue Erde, eine reinere und schönere Erde wieder da, mit besseren Menschen und lichteren Göttern. Und einmal wird diese Erde auch wieder altern und wird

wieder vom Feuer verbrannt werden und wird dann wieder eine reinere Erde werden."

„Und warum schließt dann der Schmied noch die Ehe am Feuer?"

„Eben darum, mein Dumming, eben darum, mein Töchterchen, weil aus jeder Ehe — nun, das brauche ich dir ja nicht zu sagen — das neue Leben soll auch rein hervorgehen, darum ist das reinigende Feuer dabei. Wir sterben, aber wir kommen wieder so rein auf die Welt, wie wir gewesen sind, als wir noch kleine Kinder waren und hinter den Schmetterlingen jagten. Wenn wir älter werden, dann werden wir reifer, aber es geht uns wie dem Korn, am Ende welken wir, und wie ein Baum, der alt wird, werden wir schließlich brüchig, morsch und unnütz. Dann müssen wir hinein in die Erde und umgeformt werden. Denn das war auch Glaube in der alten Zeit, daß Menschen wiedergeboren werden."

Seit zwei Tagen hatten sich die großen und kleinen Herren des Landes in Horsens gesammelt. Im Rathaus saßen Herr Mogens Giö, Herr Erik Banner, Herr Holger Rosenkrans und in ihrem Kreise, mißtrauisch beobachtet, die Bischöfe. Das Rathaus und der Markt glichen einem Heerlager. In ihren bunten Trachten, das eine Hosenbein gelb, das andere blau, mit gewaltigen Federhüten, stolzierten die Landsknechte durch die kleine Stadt. Jedes Haus war bis obenhin voll Menschen, und noch immer hielt der Strom der Reiter, Wagen und Kutschen an, kamen in größeren und kleineren Trupps die Bauernschaften in die Stadt geströmt. Ein Teil von ihnen lagerte draußen und hatte sich auf freiem Platz Hütten aufgeschlagen, wollte nicht in die Stadt kommen, da die Landsknechte jeden Bewaffneten zurückwiesen.

Die Gasthöfe waren überfüllt; im „Blauen Lamm", im

„Wappen von Schleswig", selbst im „Miserkrug" auf dem Weg nach dem Hause, wo einst die Aussatzkranken untergebracht waren, schliefen die Menschen auf Bänken und Boden. Der Landtag hatte am Morgen mit einem gewaltigen Gottesdienst in allen Kirchen begonnen, zu dem die Ritterschaft in voller Waffenrüstung gegangen war. Es predigte Magister Hennigsen, Herrn Mogens Giö Schloßprädikant, über das Wort: „Weisheit ist in den Lippen der Könige", und konnte sich nicht verkneifen, auf die mißglückte Wahl des Herzogs Johann anzuspielen und den Bischöfen der alten Kirche einen Hieb zu versetzen, indem er an das Bibelwort gemahnte: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist!" Herr Mogens Giö, lang, hager, das Schwert umgegürtet, nahm den Gottesdienst wie eine persönliche Huldigung für sich selber auf. Herzog Christian hatte alles unterzeichnet und feierlich verbrieft, was die Herren ihm vorgelegt. Die Niedergerichtsbarkeit war, wie im Rezeß des hochseligen Vaters, des Königs Lehnsmännern übertragen. Das Jagdrecht war ihnen ausdrücklich zugesagt und den Dörfern verboten. Vertraulich hatte der Herzog Christian auch noch Zusicherungen wegen des Klosterbesitzes und der großen katholischen Kirchengüter gemacht, von denen den Bischöfen nichts gesagt war. So konnte Herr Mogens Giö wohl zufrieden sein und meinte zu seinen beiden stämmigen Söhnen: „König Erik Pommer hat einst meinem Urgroßvater gesagt, er wolle nicht des Adels Ja-Herr sein. Ist doch eine wunderbarliche Veränderung eingetreten. König Christian ist froh gewesen, daß wir nicht seine Nein-Herren sein wollten."

Im „Goldenen Lamm" sitzen abends Fuhrleute, Bauern, Seeleute zusammen. Es wird scharf getrunken, aber es will keine Stimmung aufkommen. Da tritt ein Gast in langem Mantel in den großen, niedrigen Raum, setzt sich an den Holztisch, läßt sich einen Becher Schleswiger Bier geben

und schaut in den Haufen der trinkenden, kommenden und gehenden Männer hinein. Sein Nachbar, ein großer Hofbesitzer aus der Ripener Gegend, stößt ihn an. „So schweigsam, Nachbar? Ist doch ein Tag, wo sich viele Zungen lösen."

Der Fremde wirft die Kapuze zurück, unter der brandrotes Haar hervorquillt, und sieht den andern mit seinen blauen Augen nachdenklich an. „Würd' nicht jeder Junge geraten haben, heute zu sagen, was der Kopf denkt." Zwei oder drei andere wenden sich zu ihm und flüstern: „Neues von den Inseln?" — „Es gibt nur Neues"; Oluf Klinte lächelt breit und zufrieden; „nur Neues, Nachbarn; aber habt ihr auch schon das Alte gehört?" Er spricht so durchdringend, daß der Tisch aufmerksam wird. In der Ecke sitzen vier bärtige Seeleute, als ob sie die Tür bewachten.

Ein Bursche in der Ecke ruft dazwischen: „Heute spielt Herr Mogens aus!" — „Und andere Leute sagen Trumpf", erwidert Schiffer Klinte. Der Bursche nickt verständnisinnig und meint: „Es wird viele geben, die lieber die Beine lang machen, als morgen früh die Finger hochzurecken." Ein zweiter ruft dazwischen: „Für Christian sind wir doch alle, fragt sich nur für welchen!" Oluf Klinte sagt ruhig und überzeugt: „Das ist jetzt so geworden in Jütland, daß die ehrlichen Leute nicht mehr bis drei zählen können. Die sind noch alle bei dem zweiten, wo die Herren schon bei dem dritten Christian sind." Da trampelt der halbe Saal Beifall, einige ältere Männer klopfen mit den schweren Kruken und Bechern auf. „Der Bauer ist so dumm und so klug, der kann nicht bis drei zählen. Wir zählen alle nicht bis drei!"

Oluf Klinte stellt sich auf die Bank, nimmt eine Fiedel aus dem Sack, der neben ihm liegt, und klatscht in die breiten Hände. „Schiffer, Steuerleute, Jungen — hört zu! Jetzt kommt ein Lied, das ist ganz alt und ist auch neu wie am heutigen Tage. Singt mit!

Der Rabe fliegt am Abend,
Er mag nicht fliegen am Tag.
Als König Knud gen Jütland fuhr,
Er wollt' tun einen starken Schlag."

Es ist im Saal ganz ruhig; einige alte Männer, die das Lied kennen, nicken Beifall.

„Er lud die Bauern all zum Ting
Und schrieb Kirchenzehnten aus,
Es fliegt der Rabe am Abend,
Und es ging ihm übel aus."

Schwer fallen die Männer ein: „Und es ging ihm übel aus." Oluf Klinte spielt, daß die Fiedel singt und kreischt:

„Der Rabe fliegt am Abend,
Er mag nicht fliegen am Tag.
Da boten die jütischen Bauern
König Knud einen bösen Tag.

Der Rabe fliegt am Abend,
Die Flamme leckt empor,
Sie erstachen den gierigen König,
Zu Odense am Chor."

Einige Männer haben sich bei den Händen gefaßt und gehen, als ob sie einen alten Tanz träten. Der Chor fällt wieder ein:

„Sie erstachen den gierigen König,
Zu Odense am Chor."

Oluf Klinte singt, die Fiedel schreit und jauchzt dazu:

„Der Rabe fliegt am Abend,
Er mag nicht fliegen am Tag.
Jütlands Bauer dem König Christoph
Und den Pfaffen nicht dienen mag.

Sie wählten einen König sich,
Den Henrik Tageson,
Sie bauten sich eine Wagenburg,
Dem König Christoph zum Hohn.

Und fest stand da der Vendelbauer,
Und er wollte nicht fliehn,
Wenn der Rabe fliegt am Abend,
Die Toten im Nebel ziehn."

Es sind genug Bauern aus dem unruhigen Vendsyssel, oben von der Nordecke bei Skagen, aus dem Lande der großen Moore und Heiden, da. Sie kennen alle das alte Lied, es ist vom Vater auf den Sohn überliefert worden durch hundert Jahre. Und jetzt fallen sie ein und singen mit. Die Becher krachen im Takt auf die Tische, die Männer haben sich eingehakt und wiegen nach der Melodie die wuchtigen Körper mit, und gewaltig braust das alte Aufruhrlied durch die Schenke:

„Der Rabe fliegt am Abend,
Wo der Bauer bei Jörgensbjerg fiel,
Aber alle Raben im Lande
Sind dem alten Aar nicht zuviel.

Das alte Recht, der alte Aar,
Ist wiedergekommen zu streiten,
Vieltausend Tote in Nebel und Wind,
Die ziehen uns zur Seiten."

Krachend bricht die Tür auf. Mit vorgestreckten Schwertern treten Landsknechte ein; man erkennt kaum ihre Gesichter. Da ist die Schenke schon ein balgender Haufe raufender Männer, es splittern die Bänke, stürzen die Tische. Als die Schenke geräumt ist, geht der Lärm auf der Gasse weiter.

Noch in der Nacht läßt Herr Holger Rosenkrans Nachsuche

halten nach dem Sänger und Stadtmauern und Tore gründlich sperren. Am nächsten Morgen ist das Lager der Bauern von Horsens zum großen Teil verschwunden. Die Männer sind in der Nacht abgezogen. An einem Stadttor steht mit kräftiger Hand geschrieben: „Christian II. und der alte Aar!"

So ist es kein großer Haufe, der am Morgen den Eid leistet, von Berittenen rings umgeben. Er hilft Herrn Mogens und seinen Freunden wenig, daß sie mit demütigem Angesicht niederknien, des Königs Briefe und Zugeständnisse in der Tasche, und den Eid für Christian III. leisten. Es ist ihrer kein großer Haufe und sind nicht mehr als viertausend Bauern, die in Horsens geblieben, die einen aus Angst, die andern, weil sie nicht wußten, was die Stunde geschlagen hatte, und die dritten, weil sie nicht aus der Stadt herauskamen. So knien sie auch nieder, heben drei Finger auf und schwören, was Magister Hennigsen ihnen vorspricht: „Unverbrüchliche Treue zu unserm rechtmäßigen König und Herrn Christian III., auch Liebe, Hulde und allzeitigen Gehorsam." Der Dankgottesdienst für die Eidesleistung fällt aus, denn Herr Mogens hat anderes zu tun, als sich noch einmal anzuhören, was Magister Hennigsen in wohlgesetzten Worten von der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt ist, sagen will. Es brennt im Lande!

Ehe Herr Mogens Giö sich zum Schlaf niederlegt, steht an der Tür der Magister Hennigsen und will mit ihm reden. Hennigsen ist eines leibeigenen Kutschers Kind, Herrn Mogens' Vater hat ihn auf der Klosterschule Latein lernen lassen. Als der lutherische Glaube ins Land kam und Herr Mogens seinem Vater in Macht und Herrlichkeit folgte und den neuen Glauben annahm, da hat auch Magister Hennigsen ihn rasch angenommen. Er ist jung, ehrgeizig, und irgendwie ist er das Gefühl der Unfreiheit nie losgeworden, auch heute noch nicht, wo er als Prediger Gottes Wort verkündet. Er

wartet gegen eine Stunde, ehe Herr Mogens von der Besprechung herunterkommt, verbeugt sich und sagt: „Der Herr ist mir doch nicht gram, weil heute der Herr den Dankgottesdienst so plötzlich abgesagt?"

Mogens Giö zieht die Oberlippe mit dem angegrauten Schnurrbart über den langen Zähnen hoch. „Schade um deine schöne Predigt, wirst sie ein andermal halten müssen. Sind aber wichtige Dinge im Werk, weswegen wir dem Höchsten zu danken kaum Ursache." Er will ihn stehenlassen, irgendwo unangenehm berührt von der Aufdringlichkeit seiner Kreatur, wendet sich dann aber plötzlich um und fragt: „Hast du Angst?"

Magister Hennigsen faßt sich. „Die in dem Schatten des Höchsten wandeln, fürchten ..."

„Ach, Schnack! Du brauchst nicht gleich deine Gelehrsamkeit auszukramen. Ich meine, ob du so, als Kerl, Angst hast?"

„Es ist das Menschenherz ein traurig und zerschlagen Ding." — „So laß doch diese Redereien! Ich brauche einen Mann, der entschlossen ist, rasch einen großen Schlag zu tun. Du als Priester bist geschützter als jeder andere. Du mußt noch heute aufsitzen, bekommst vierzig Reiter, reitest nach Börglum, übernimmst in meinem Auftrag die Verwaltung des Stiftes und sorgst dafür, daß alle unruhigen Köpfe in der Gegend festgenommen werden. Wenn es irgendwo losgeht, dann geht es dort oben los. Willst du das tun?"

„Jawohl, Herr!" Magister Hennigsen beugt sich vor und flüstert: „Ich habe auch gehört, daß dort der leidige Gottseibeiuns selber sein Spiel treibt. Soll viele Lamiae, Sagae, Druden und Hexenzeug in jener verwunschenen Gegend sein, ja, wie mir des Bischofs von Börglum Diener, der elende Papist, erzählt, sogar der Teufel selber dort oben zu Werke sein. Man könnte auf diese Weise dem Aufruhr leicht das Haupt abbrechen."

„Meinetwegen!" nickt Herr Mogens. „Wenn du auch ein Hexlein oder mehrere auffindest, soll es dir unverwehrt sein. Nur die Hexengüter gehören der Obrigkeit, das weißt du wohl?"

„Vorbehaltlich eines Rekompens für den Diener am Wort, der den leidigen Kampf mit den Buhlen des argen Dämons durchfechten muß, wie Magister Melanchthon lehret."

„Selbstverständlich, umsonst ist nichts in der Welt und ihr Gottesdiener nun schon gar nicht. Also spute dich, sitz auf, greif zu — dein Schaden soll es nicht sein!"

„Es steht geschrieben, im zweiten Buche Mosis, im zweiten Kapitel, im achtzehnten Vers: Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen." Magister Hennigsen verbeugt sich noch einmal, während Herr Mogens bereits an ihm vorübergeht.

II. Moses 2, 18

„Dort!" Der Mönch zwischen den Landsknechten zeigt auf einen großen Strohwiem hinter dem Hof Renstrup und weist Magister Hennigsen auf die Gestalt mit rotem Kopftuch hin. Vorsichtig tappen die acht Mann hinter den Heidehügeln heran, wo der Ackerschlag liegt.

Karin steht neben dem Strohwiem, schaut hinüber, wo fern die See rauscht, klettert dann, wie sie als Kind es so oft getan, auf den Strohhaufen hinauf und schaut von hier hinüber zur See. Wie ist die Sonne so warm und die Luft so hell und klar! Von drüben, von der See, ist Oluf damals gekommen. Von hier erwartet sie ihn wieder. Sie hat noch gehört, wie er in Horsens den Landtag durcheinandergebracht. Täglich schauen der Vater und sie aus, ob das Schiff nicht wiederkommt. So still der alte Hof ist, so fiebernd liegt die Ungeduld über der ganzen Landschaft. Am Abend ist der Schmied Palle auf Hof Renstrup gewesen, hat aber auch

nicht Neues gewußt. In Kloster Börglum ist seit zwei Tagen der neue Magister und hat sich in des Bischofs Gemächern einquartiert. In Lökken sollen sie einen Fischer festgenommen haben, der aufrührerische Reden geführt. Jeden Tag kann irgend etwas geschehen; der Vater legt seit Tagen die Waffe nicht mehr ab. Karin selber hat sich über Mittag aus dem Hause geschlichen, hierher, von wo man den weitesten Ausblick hat. Sie steht auf dem Strohwiem und breitet beide Arme, braungebrannte, kräftige junge Arme, aus, als ob sie den Seewind und das Sonnenlicht umfassen und in sich hineintrinken wollte mit der ganzen Kraft ihrer Jugend und ihrer Sehnsucht.

„Seht, sie betet zum Teufel!" Magister Hennigsen hätte sich beinahe bekreuzigt wie in alter Klosterschülerzeit. Der Mönch versteckt sein Gesicht in der Kapuze. Die Landsknechte lauern hinter ihnen.

Karin sieht hinüber zur See, dreht sich wie im Tanz im Sonnenlicht, so jung und frisch strömt ihr das Blut durch die Adern, so weht der Seewind durch die Lungen; ihr ist, als ob sie auffliegen könnte wie eine Möwe.

Magister Hennigsen schaudert es. Sie tanzt vor Belial, sie betet zu Beelzebub! Sofort schaltet sich aber auch die Überlegung ein; er fragt den Mönch flüsternd: „Ist sie das einzige Kind?" Der Mönch nickt. „Der Ritter Markvorsen hat keinen andern Erben als sie. Sie gilt als ein reiches Mädchen." Magister Hennigsen flüstert: „Und zu ihr kommt immer ein Unbekannter?" Der Mönch nickt. „Man sagt so im Lande. Er sieht aus wie ein fremder Junker und hat ganz rote Haare."

„Das ist Satanas selber. Los!"

Karin blickt erst auf, wie von allen Seiten die Männer den Strohwiem heraufklettern, sie mit rohen Fäusten packen und der eine Landsknecht ihr mit einem Riemen die Arme festbindet. „Umdrehen, umdrehen!" schreit Magister Hen-

nigsen und hält sich sein Gebetbuch vor das Gesicht. „Umdrehen, damit sie uns nicht mit dem Blick behexen kann!" Die Landsknechte binden ihr rasch ein Tuch vor das Gesicht und schleifen sie den Strohwiem hinunter. Eilig, die Gefangene in der Mitte mit sich zerrend, der ein Knebel jedes Rufen unmöglich macht, hasten sie nach Börglum.

Vor Samsö dümpeln vier schwere Schiffe vor Anker im sinkenden Abend. Es sind drei Dreimaster mit hohen Achterkastellen und Geschützen, dazu ein Schnellsegler, der, wie die andern auch, die Segel eingezogen hat. Die schwarze Flagge flattert vom Mast und wiegt sich im abendlichen Winde, Möwen umspielen die Heckluken, Bewaffnete halten Wache. Da steht, klein, vierschrötig, mit kurzem, grauem Spitzbart, eine schwarze Klappe über dem einen Auge, der Schiffer Thomas auf der „Sigbrit", ein grauer Seebär, in Hunderten von Gefechten gefürchtet wegen der Schnelligkeit seines Zupackens, und ein schweigsamer Mann, in dessen Zügen List und Härte stehen.

Da lassen drei junge Burschen mit kurzen Hosen und roten Hemden die Beine über die Reling des „Kong Christian" baumeln und futtern ihr Brot und ihren Speck. In der Kombüse kocht der Koch seine Fische und die Abendsuppe, auf dem Achterdeck des „Kong Christian" stehen zwei Männer im Gespräch.

„Ich habe dich niemals um etwas gebeten. Heute weiß ich keinen andern Weg, hab' auch keine andere Hoffnung mehr. Hab' ich jemals etwas anderes getan, als deinen Befehl auszuführen, seitdem ich als Knabe auf deinen Schiffen zu dienen anfing? Clement, denk an Gotland, denk daran, was Sören Norby stets sagte, daß ein ehrlicher Mann einmal in seinem Leben eine Bitte an ihn frei habe, wenn er alle Wege seine Pflicht getan!"

„Aber diese Bitte ist schwer." Schiffer Clement sieht über

das Wasser. „Kann ich um einer Frau willen losschlagen, wenn es zu früh ist? Noch vier Tage, vielleicht noch drei Tage — dann ist auf den Inseln alles gewonnen. Dann geht es auch in Jütland los. Greifen wir jetzt an, so ist der ganze Aufstand möglicherweise verloren, muß verloren gehen, weil alle Freunde genau wissen, wann ich den Tag festgesetzt habe. Beginnen wir früher, packen auch die Herren früher zu. Denk an die Ripener Harde, denk an Schleswig, denk an die friesischen Lande! Sie wissen alle, daß wir erst Sonntag nacht handeln. Beginne ich früher, so greifen die Herren zu — ganze Landschaften können nicht mehr mitmachen. Du weißt, was das bedeutet."

„Und Karin verblutet in Börglum! Das kannst du nicht wollen. Schiffer, wir haben viel Menschenleben dahingehen sehen, haben aber niemals ein unschuldiges Kind geopfert. Weißt du noch, wie du König Friedrich die Schiffe aus dem Hafen von Kopenhagen wegholtest? Da hast du den Kapitän Niklassen gefangengenommen, aber seine Frau und sein Kind an Land setzen lassen. Und er war doch dabei, wie Sören Norby aus Gotland vertrieben wurde. Denk daran, daß wir niemals Frauen und Kindern etwas angetan haben. Schiffer, ich bitte dich um alles in der Welt, um unserer Treue und um unserer Sache willen — schlag los! Wenn ich denke, daß Karin jetzt in Börglum vor dem Hexenrichter steht, so möchte ich wahnsinnig werden."

Schiffer Clement geht mit langen, schweren Schritten auf und ab. „Kann dir die Bitte nicht gewähren. Hundert Jahre hat das Volk gewartet — es ist immer böser und härter geworden. Unter König Friedrich wurde es am bösesten. Was geschieht, wenn wir jetzt verlieren? Die besten Männner sterben oder müssen außer Landes. Die Höfe werden sie mit Strafgeldern beschweren. Der Bauer, der Fischer werden leibeigene Leute werden müssen. Wir alle spielen um den Kopf. Um meinen alten Graukopf ist es nicht

schade — aber sieh die Jungen alle, die haben auch Frauen und Mädchen!"

„Dann, Schiffer, laß mich frei! Dann will ich allein gehen und Karin aus Börglum befreien. Wenn ich dabei falle, ist es auch gut. Hätt' nicht gedacht, daß ich so von dir scheiden müßt', bleibt mir aber keine andere Bitte und kein anderer Weg."

Schiffer Clement hat sich abgewandt und sieht in den sinkenden Abend, scheint nur das Spiel der Möwen zu beobachten. Dann wendet er sich plötzlich um. „Was ich gesagt habe, gilt nicht. Ich kann dich um meiner Treue willen nicht allein gehen lassen." Er ballt die beiden Fäuste in schwerem innerem Ringen, nimmt dann die Signalpfeife aus der Lederweste. Gellend klingt das Signal über den „Kong Christian", es antwortet von der „Sigbrit", es antwortet von der eroberten „Dronning Christina", von dem Schnellsegler „Dinge": „Alle Mann an Deck!"

Das poltert herauf mit schweren Stiefeln und barfuß, mit kurzen Schwertern und Enterbeilen, mit Spießen und Armbrüsten; sie treten zuhauf.

Der Schiffer tritt in den Kreis der Mannschaft auf dem „Konge Christian". Die Mannschaften, die ihn seit Jahren kennen von Krieg und Raub und Kaperfahrt, sehen sich an. So ernst war das Gesicht des Schiffers niemals, nicht in der schwersten Schlacht. Schiffer Clement möchte einige Worte reden, aber es kommt ihm nicht aus dem Halse heraus. Schließlich sagt er: „Also — also alle Segel in die Höh', wir fahren!" Oluf Klinte steht hinter ihm, und ihm ist, als ob er fieberte. Auf das Kommando spritzt der Haufe auseinander, barfüßige Männer klettern in die Maste, lösen die Segel; rauschend packt der Wind in die rotbraune Leinwand. „Anker hieven!" Die großen Ankerwinden drehen sich knarrend, ziehen die schweren eisernen Anker ein. Schiffer Clement steht auf der Befehlsbrücke und ist jetzt

ganz ruhig und beinahe heiter. „Kurs Nordwestnord! Kurs auf Skagen!"

Oluf Klinte möchte den alten Kameraden beinahe umarmen, aber der Schiffer hat wieder Ferne und Weite in den hellblauen Augen, er ist ganz Befehlshaber und Worten unzugänglich. Oluf Klinte möchte schreien vor Glück. Er sieht, wie ein Schiffsjunge auf der „Dronning Christina" im Mast sitzt und seine Mütze schwenkt und schreit, schreit vor Abenteuerlust und Seligkeit.

Der Wind faßt in die Segel, die Schiffe gehen auf Kurs, die Wellen des Kattegatt plätschern und klatschen gegen die schwarzgeteerten Schiffsleiber. Die schwarze Flagge, die Seeräuberfahne, die sie zehn Jahre lang vom Finnischen Meerbusen bis vor Englands Küste und von Island bis Norwegen geführt haben, flattert drohend im Wind.

Der Schiffer steht im scheidenden Abendlicht auf der Befehlsbrücke, und sein Schatten fällt weit vor ihn über das Schiff. Noch immer jubelt der Junge oben im Mast.

Da nimmt Schiffer Clement die Ledermütze ab, wendet sich hinüber zur See.

Zwei bärtige Seeleute stoßen sich an. „Siehst du etwas, Peder? Der Schiffer betet!"

Magister Hennigsen hat noch am gleichen Abend ein Gericht zusammengerufen, als man Karin in das Kloster Börglum eingeliefert, aber da es schwer war, rechtskundige Männer aufzutreiben, so hat er sich damit begnügt, zwei der älteren Landsknechte als Beisitzer holen zu lassen, und führt den Prozeß allein, Ankläger und Richter in einer Person. Der Hexe gegenüber, die sich im Bunde mit dem Teufel befindet, gilt keinerlei Rechtsvorschrift. Sie hat keinen Verteidiger, sie kann keine Zeugen benennen, sie ist nicht anwesend, wenn die Belastungszeugen vernommen werden — und Magister Hennigsen hat Eile!

So hat er denn die Mönche vernommen, dazu einige Frauen aus dem Dorf und eine Magd aus dem Ort Lökken. Sie alle haben ausgesagt, daß auf Hof Renstrup ein unbekannter Mann, rothaarig, groß, in der Kleidung eines Fremden gewesen sei, der bei Nacht gekommen, bei Nacht auch wieder verschwunden. Sie alle haben bezeugt, daß der Ritter fast nie und Karin selten in die Kirche nach Börglum gegangen. „... und hat auch Inquisitin vor dem Sakrament des Altars eine absonderliche Scheu an den Tag gelegt, sich davor gefürchtet und ist, als Magister Hieronymi einst vom Teufel gepredigt, gar bestürzt aus der Kirche gelaufen."

Es bezeugen die Landsknechte und Magister Hennigsen aus eigenem Augenschein, daß „Inquisitin auf einem Strohwiem gestanden und die Hände zum Himmel ausgebreitet, auch dort Schritte gemacht, als ob sie vor dem leidigen Gottseibeiuns getanzt wie die Kinder Moab vor Baal".

Es bezeugt die Magd aus Lökken, daß der Ritter Markvorsen im bösen Leumund heimlicher Ketzerei seit jeher gestanden, und will wissen, daß bei dem Katenmann Persen die Kuh keine Milch gegeben, als Karin einmal in dem Stall gewesen sei.

„Ein wichtiges Indizium!" nickt Magister Hennigsen, und der Klosterschreiber kritzelt in die Akten: „Hat auch des Katenmannes Persen Kuh bezäubert, daß selbige keine Milch gegeben und wider alles Vorausgesicht trocken gestanden."

Auf Bibel und Kruzifix nimmt Magister Hennigsen den Zeugen den Eid ab. Die katholischen Mönche fürchten sich wohl vor dem lutherischen Klosterverwalter, bleibt ihnen aber nichts anderes übrig, als den Eid zu leisten, wie Magister Hennigsen vorspricht. Nur der alte Bruder Malchus, der ein Kriegsknecht gewesen und nach wildem Leben zu Börglum Frieden für seine Seele gesucht hat, will sich wei-

gern, dem „Ketzer" den Zeugeneid zu leisten. Da schnaubt ihn Magister Hennigsen an, ob er wohl des leidigen Satans Werk noch fördern, durch Verweigerung des Eides der Hexe von weltlicher und göttlicher Strafe abhelfen und zu seiner Papisterei auch noch Teufelsdienst und Begünstigung von Hexenwerk fügen wolle, so daß der alte Mönch den Zeugeneid nachspricht.

Es ist schon tief in der Nacht, als Magister Hennigsen die heimliche Zeugenvernehmung schließt. Die beiden Landsknechte hocken stumpf neben ihren Bierhumpen. Das Anklageprotokoll aber lautet nun: „... daß die Jungfrau Karin, des Ritters Markvorsen zu Hof Renstrup Tochter, eine Lamia, Striga, Hexe, Alraune, Saga, Drutte, Galsterweib, Nachtfrau, Gabelreiterin, Bockreiterin, Teufelsbuhlin und des leidigen Satans Braut geworden,

insonderheit von Leib und Kirche Christi abgefallen, Gott, seinen Sohn und den Heiligen Geist verschworen,

sich mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben und ergeben, auch den leidigen Gottseibeiuns in der Gestalt eines fremden, rothaarigen Mannes empfangen, mit solchem gebuhlet und sich von ihm in Zauberkünsten habe unterweisen lassen,

spezialiter des Katenmannes Persen zu Lökken Kuh behext, so daß sie trocken gestanden und keine Milch gegeben,

vor dem Heiligen Sakrament des Altars einen Abscheu geheget und vor diesem aus der Kirche entlaufen,

auch auf einem Strohwiem vor dem Teufel, der unsichtbar anwesend gewesen, getanzet,

endlich aus dem Umgang mit dem Teufel, worüber Inquisitin näher zu erfragen, nach Vermutungen redlicher Leute einen Teufelsbalg geboren oder unter dem Herzen trage,

auch des Wettermachens kundig,

ferner, worüber Inquisitin zu erfragen, sich bei Nacht zum Tanze mit dem Teufel auf den Hjesterberg bei Hjörring be-

geben, daselbst mit dem leidigen Teufel aufs neue gebuhlet, am Tanze teilgenommen, auf einem Ziegenbock oder Besenstiel, mit Teufelssalbe geschmiert, hin und wieder geritten, dem Teufel Homagium und Huld geschworen, Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiligen Geist dem Dämon zuliebe verfluchet,

Summa: eine ganz verworfene, zäuberische Hexe sei, die durch mannigfaltige Verbrechen, auch Verschwörung des göttlichen Namens ein Kind des Teufels und Buhlin des Bösen geworden sei ...

Darum beschlossen, Inquisitin zuerst durch Territion und Vorzeigung der Folterinstrumente zu einem Geständnis zu bringen, danach aber, so sie dann nicht bekenne, durch die peinliche Frage zu einem Bekenntnis zu bringen, vorher aber ihr Gnade zu versprechen, falls sie das Geständnis freiwillig leisten, danach aber sie mit der Schärfe alsbald anzugreifen und propter sortilegiam wegen an den Tag gelegter Zäuberei und Hexenwerk so oft anzugreifen und der Tortur zu unterwerfen als nötig ad confessionem ...

und ihre defensiones nicht zu hören, wie denn geschrieben stehet Moses 2, 18: ‚Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen', auch Päpste und Konzilien solches zu verfolgen allezeit angeordnet, auch Magister Martinus Lutherus von den Hexen gesagt: ‚Mit denselben soll man keine Barmherzigkeit haben, ich wollte sie selber verbrennen, wie man im Gesetz lieset, daß die Priester angefangen haben, die Ubeltäter zu steinigen'."

In der Nacht noch ist der Meister Frohn aus Aalborg im Wagen geholt worden und hat seine Instrumente mitgebracht, auch mit Magister Hennigsen sich eingehend besprochen.

Es ist morgens um drei Uhr, als Magister Hennigsen die Gefangene aus dem Schlaf weckt und in den kellerartigen Raum des Erdgeschosses des Klosters holt. „Los nun, du

Zauberin und verworfene Hexe, es soll dir nicht gelingen, durch des Satans, deines Buhlen Beistand, dich von deinen Untaten abzuschwören. Bekenne, denn es ist bereits alles am Tag!"

Karin sagt kein Wort, schweigt auch, als sie ihr das Tuch um die Augen legen, das den bösen Blick verhindern soll, und sie rückwärts in die Richterstube führen, wo Magister Hennigsen sich wieder die Bibel vor das Gesicht hält.

Der Meister Frohn steht mit allen seinen Instrumenten an der Leiter, und kaum, daß das Mädchen die Stube betreten hat, weist Magister Hennigsen auf ihn hin: „Der dort steht, ist der Meister Frohn und Scharfrichter, der wird dir das Geständnis schon entlocken, wenn du nicht freiwillig bekennst."

Karin wendet ihm den Kopf mit den verbundenen Augen zu: „Hab' nichts zu bekennen und nichts zu verschweigen, Herr, hab' nichts Unrechtes getan!"

„Seht die verstockte Hexe! Willst du leugnen, daß der Teufel in der Gestalt eines rothaarigen Mannes bei dir und deinem verfluchten Hexenvater im Hause gewesen? Willst leugnen, daß du mit dem Teufel gebuhlet? Des Katenmannes Persen Kuh behexet? Vor meinen sichtbaren Augen auf einem Strohwiem vor dem Satan getanzet und Unwetter zu machen versucht? Willst leugnen, du verfluchte Hexe, daß du Gott und seinen heiligen Sohn verschworen, vor dem Sakrament des Altars geflüchtet? Willst du leugnen, was ehrbare, redliche Leute gegen dich ausgesagt, dich deiner Teufelswerke bezichtigt und überwiesen? Oh, denke an deiner Seele Seligkeit, denk an des ewigen Gottes Gericht, von dem du abgefallen! Denke daran, wie die höllischen Flammen dich in Ewigkeit brennen werden!"

Karin lehnt sich gegen die Wand zurück, flüstert: „Das ist ja alles Lüge, das ist ja grauenhafte Lüge, Herr!"

Magister Hennigsen schreit, das Bibelbuch hoch erhoben:

„Der Lügengeist ist es, der aus dir spricht, der leidige Satan. Meister Frohn, zeigt ihr die Folterinstrumente!"

Der Scharfrichter nimmt ihr das Tuch ab und hebt die Daumenschraube hoch: „Sieh, mein Töchterchen, mit diesem kleinen Instrument werden wir deine Fingerlein so zusammenpressen, daß das rote Blut aus ihnen laufen wird. Die Knochen werden knacken, und dann wirst du doch gestehen. Und sieh hier, die Leiter mit der Winde daran. Hier werden wir deinen Körper langziehen, bis die Glieder aus den Gelenken springen und die Sehnen reißen, da wird dir kein Teufel und keine Hexensalbe nützen. Deinen Körper werden wir zerschlagen, dein Fleisch wird mit Beulen und Wunden bedeckt sein. Hab doch ein Einsehen und bekenne, was der Herr Magister von dir wissen will, denn ich nehme dich nicht an auf eine Stunde und zwei Stunden, oder auf einen Tag und zwei Tage, sondern in Ewigkeit und sollst mir verfallen sein, bis du bekannt hast oder auf der Streckbank dahingefahren in deinen Sünden."

Wieder wendet sich Magister Hennigsen, vorsichtig an den Augen Karins vorübersehend und immer die Bibel als Abwehr gegen den Zauberblick in der Hand, an die Angeklagte: „Willst du jetzt noch leugnen, wo dir der Meister Frohn gezeigt, was dein Los werden soll? Willst du nicht der Wahrheit die Ehre geben?"

Karin flüstert leise: „Ich bin keine Hexe, Herr. Ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt."

„Dann wird der Meister Frohn dir zeigen, daß du eine Hexe bist! Dein Körper trägt ja des Teufels Zeichen, ein Hexenmal; an ihm wird sich erweisen, daß du des Teufels Buhlerin geworden bist. Meister Frohn, reißt ihr die Kleider ab und sehet, ob sie ein unempfindlich Hexenmal am Körper trägt!"

Da klopft es von draußen an die Tür; in Radmantel und Kapuze tritt der Domdechant Hieronymi herein: „Was treibt

Ihr hier, Herr? Hier ist meines Bischofs Gericht! Wer hat Euch nach Börglum gesetzt, Gericht zu halten?"

Magister Hennigsen hält ihm die Bibel entgegen. „Im Namen des reinen Wortes, das uns Magister Martinus Lutherus und hier zu Dänemark Magister Hans Tausen gepredigt, weichet dahin, Diener des Papsttums, vom Teufel gestiftet!"

Der Meister Frohn hat in seinem Werk innegehalten. Karin steht in dem kellerigen Raum im dünnen Hemd und versucht, sich seiner greifenden Hände zu erwehren.

„Spart Eure Worte, Magister Hennigsen! Noch sitzen Dänemarks Bischöfe in Stift, Amt und Ehren; weichet davon mit Eurer Ketzerei!"

„Und ich sitze hier in Herrn Mogens Giö Auftrag. Wollt Ihr die Bestallung als Stiftverwalter sehen, die ich von Herrn Mogens in der Tasche habe?"

„Ein Ketzer kann nicht verfügen über Kirchengut", schreit ihn Magister Hieronymi in hilflosem Haß an, während die blauen Adern auf seiner Stirn schwellen.

Der eine der Landsknechte steht schwerfällig hinter dem Tisch auf, rückt Magister Hennigsen zur Seite, knurrt: „Dieweil die geistlichen Herren streiten, kann der Teufelsbraten, kann die Hexe sich neue Lügen zurechtlegen."

„Das Gericht hier ist meines Bischofs Gericht, kann davon nichts ablassen", erklärt Hieronymi.

„Das Gericht hier ist des Stiftes Gericht, dessen Verwaltung ich Rechtens führe. Wer immer in den Hexenprozeß eingreift, tut des Teufels Werk. Nehmt den Hexenpriester fest! Er will das Gericht über die Hexe stören!"

Magister Hieronymi weicht eilig durch die Tür zurück, wo sich in Kapuzen und Kutten die Mönche gesammelt haben, von draußen den Kampf mit dem Ketzer beobachtend.

Hennigsen schlägt die Tür krachend zu, die beiden Landsknechte lockern ihre Schwerter, dann fährt er auf Karin

los. „Das ist dein Werk, verfluchte Hexe! Du hast den papistischen Höllenhund hergezaubert, um dich aus den Fängen der strafenden Gerechtigkeit zu retten. Meister Frohn, keine Umstände mehr!"

Der Frohn packt das zappelnde Mädchen, reißt das Hemd herunter und schleppt sie an die Leiter. Von draußen tönt das Gemurmel der Mönche. Einer der Landsknechte steht auf, zieht das Schwert, geht durch den drängenden Mönchshaufen hindurch und holt die Landsknechtswache am Tor. Während Meister Frohn Karin auf der Leiter festbindet, sich dann an das Suchen des Hexenmales macht, hört man draußen, wie die Landsknechte den Mönchshaufen mit Speerstößen abdrängen, wie die Mönche im Chor schreien: „Das Gericht ist unsers Bischofs Gericht! Die Hexe gehört vor unser Gericht."

Als Karin auf der Leiter festgebunden ist, scheint sie eine Ohnmacht anzutreten.

Magister Hennigsen läßt ihr wieder das Tuch um die Augen legen, beobachtet sie scharf. „Das ist des Teufels Schutz und Kunst — er macht seine Buhlin unempfindlich." Meister Frohn aber sticht mit einer Nadel in ein kleines Muttermal. Magister Hennigsen sieht, wie ein schmales Rinnsal Blut herausläuft. „Das ist des Teufels Täuschung. Seht, wie sie sich dem Satan verschrieben hat! Er läßt das Teufelsmal bluten, um den Richter zu täuschen."

„Meister Frohn, greift zu!"

Sturm auf Börglum

Karin betet, mit kalkweißen Lippen formt sie Stoßgebete, während der Meister Peinlein die Winde anzieht und die Glieder anfangen, sich zu strecken.

Da schreit laut eine Eule, der Schrei tönt wider — und

auf einmal klingt der Eulenruf laut und bedrohlich. Ein dumpfes Krachen am Tor — Licht flammt draußen auf, Fackeln leuchten durch das vergitterte Fenster.

Magister Hennigsen springt auf, will auf Karin losspringen. „Hexe, verfluchte Hexe, das ist dein neuestes Werk!" Da tönt auch schon der Lärm vom Hof herein.

Die Landsknechte springen auf. Magister Hennigsen stürzt hinaus, der Frohn nimmt ein langes Messer in die Hand, da braust es über den Hof: „Fort flog der alte Aar ..."

In einer Ecke vom Hof ballen sich die Landsknechte zusammen, aber auf einmal ist der Hof angefüllt von Bewaffneten, Morgensterne und Hellebarden blinken, Spieße und geradegeschlagene Sensen spiegeln sich im Licht der Fackeln.

Magister Hennigsen mit seinen wenigen Landsknechten steht auf der einen Seite, Magister Hieronymi mit den Mönchen auf der andern Seite, in der Mitte des Hofes aber ein riesiger, fast kahlköpfiger Mann im Lederwams mit dem Enterbeil, der alten Seemannswaffe, in der Hand — der Schiffer Clement.

Magister Hieronymi tritt ihm entgegen. „Was wollt Ihr hier? Das ist Aufruhr und Gottesraub! Ein Stift und Bischofssitz! Verflucht vor Gott ist, wer sich an der heiligen Kirche Eigentum vergreift."

Schiffer Clement sieht ihn schweigend an.

„Hört nicht auf ihn!" schreit Hennigsen. „Dieses Kloster und Bischofssitz zu verwalten, bin ich bestallt. Die alte Kirche ist ab und tot, aber das Land ist Gottes Land. Laßt Eure meuterischen Hände davon!"

Schiffer Clement tritt auf Hennigsen zu. „Du sagst, daß dies hier Gottes Land ist?"

„Es ist Gottes Land, des allmächtigen Gottes Eigentum. Wer es nimmt, wer ihm Gewalt antut, verletzt göttliches und kirchliches Recht. Laßt Gott sein Eigentum!"

Der Schiffer Clement tritt ganz nahe an ihn heran. „Gott

gehört die ganze Welt. Der braucht kein besonderes Eigentum in Jütland, Pfaff!"

Magister Hennigsen weicht auch zurück; da packt ihn der Schiffer vorn am Rock: „Und dir rat' ich auch, pack deine Sachen und mach dich aus dem Staube!"

Hennigsen geifert: „Die Papisterei ist ab, aber ihr Land gehört der Kirche Christi und dem reinen Wort!"

Der Schiffer schiebt ihn wuchtig zurück: „Das könnte dir gefallen! Mit der alten Kirche willst du nichts zu tun haben, aber ihr Land willst du haben! Das nenne ich eine saubere Erbschaft!"

Und plötzlich übermannt den Schiffer der Zorn: „Viele hundert Jahre habt ihr auf dem gestohlenen Land gesessen. Wer hat denn das Land gehabt, ehe es Bischöfe und Prädikanten gab? Da ist es Bauernland gewesen, da ist es Volkesland gewesen. Auf dem Totenbett habt ihr's abgezwackt, für Zinsen und Zehnten und Stuhlgelder und Gülten habt ihr's genommen. Hinaus mit euch! Ich geb' euch Bedenkzeit, bis diese Fackel hier niedergebrannt ist. Es hat ein End' mit euch!"

Wieder braust aus dem Haufen der Seeleute und Bauern das drohende Lied von dem „alten Aar". Niemand bemerkt, daß heimlich über eine Mauer eine dunkle Gestalt entschwindet — der Meister Frohn, der sich rechtzeitig drückt.

Sie stehen zusammen und betrachten einander mit haßerfüllten Blicken, die Mönche und die Leute des Magister Hennigsen. Der Schiffer hält die Fackel hoch in der Hand, und neben ihm steht mit grauem Kopf der Ritter Markvorsen und flüstert tief ergriffen den alten Kennspruch: „Reiner durch Feuer" — und dann verschwindet einer von den Mönchen nach dem andern aus dem Tor. Als die ersten Landsknechte entweichen wollen, werden ihnen die Waffen abgenommen.

Der Schiffer steht unerschütterlich im Fackelschein in der Mitte des Hofes. Es geschieht keine Gewalttat, wer unbewaffnet entweicht, den läßt man gehen. Noch einmal versucht Magister Hieronymi, sich an den Schiffer zu wenden, aber dieser winkt nur ab, sieht in die Weite.

Hennigsen geht ganz still beiseite. Endlich verschwindet auch Hieronymi.

„Sind noch mehr von den Klosterkatzen und faulen Bäuchen hier? Wer jetzt noch hier ist, den setz' ich aus des Volkes Frieden!" brüllt der Schiffer.

Dann geht er mit ruhigen Schritten dorthin, wo das Licht brennt. In dem Richterzimmer liegt Karin stöhnend auf dem Tisch, in einen Mantel gewickelt, und der Schiffer Oluf Klinte steht daneben und versucht, sie mit Wasser und Wein wieder ins Bewußtsein zurückzurufen.

„Wir kamen in letzter Not", sagt er zu dem Schiffer Clement. Der alte, grobe Seemann tritt auf das Mädchen zu und streicht ihr ungeschickt mit der rissigen Hand über den Kopf. „Das soll ihr letztes Opfer gewesen sein, tragt sie hinüber in des Bischofs Bett!"

Wachen besetzen das Kloster nach allen Seiten, dann rückt der Haufe nach draußen ab. Schiffer Clement will keine Unordnung, nicht auf dem Schiff und nicht an Land, sosehr es auch manch einen gelüsten mag, hineinzugreifen in das Eigentum, das hier aufgestapelt liegt. Ritter Markvorsen wird noch in der frühen Morgenstunde im Namen König Christians II. und aller rechtlichen Leute von Jütland und des ganzen Reiches Dänemark mit der Verwaltung von Börglum belehnt — der Schiffer will Ordnung — und es ist nichts nötiger, als Ordnung zu halten, denn der schwerste Kampf wird erst noch kommen.

In diesen Tagen jagen die Boten nach Süden, rumpeln eilige Reisewagen an der Küste entlang und suchen Fähre

und Fahrgelegenheit über den Lümfjord. Der Schlag des Schiffers hat gewirkt, als wenn Eisen auf Feuerstein klingt, der Bauer von ganz Nordjütland steht auf. Da kommen am hellen Morgen, mit Spieß und Axt bewaffnet, die schon seit einem Jahrhundert abhängig gewordenen, einst freien Bauern vor den bischöflichen Hof Segelstrup, Bischof Krumpens reichsten Herrenhof im Lande. Widerstand wird nicht geleistet, als der Zug schwerfällig den Sandweg zum Hofe heraufkommt. Der Klostervogt ist geflohen, die wenigen Knechte stehen auf dem Hof herum. Ohne weitere Umstände wird das Vieh aus dem Stall geholt, der Hausrat aufgepackt — und dann schlagen die Flammen aus dem Hof heraus. Es brennt neben Segelstrup der Hof Birkelse, es brennt Woergaard; der jütländische Bauer ist finster entschlossen, alle Zeichen der Herrenmacht im Lande zu brechen.

Als die ersten Feuerscheine über das herbstlich stille Land leuchten, versucht Schiffer Clement, Einhalt zu tun; aber er muß seine Seeleute zusammenhalten, und schon zeigt sich, daß die tiefe, düstere Erbitterung, die seit einem Jahrhundert, seit der Bauernschlacht auf dem Pferdeberg vor Hjörring, über dem Land gelastet hat, sich nicht eindämmen läßt.

Das Feuer flackert hinüber zur Insel Mörs im Lümfjord, ergreift das stille Thyland, und ehe noch Ordnung und Befehl in die Massen gekommen ist, stehen schon Dorfschaft für Dorfschaft die Bauern in Waffen.

Schloß Aalborg ist von einer deutschen Landsknechtsabteilung, den Seeleuten des Schiffers und rasch zusammengeströmten Bauernhaufen fast ohne Kampf genommen worden. So sicher fühlte sich der Lehnsmann auf Aalborg, Herr Peter Lykke, daß er das Schloß gar nicht in Verteidigungszustand gesetzt hatte. So floh er eilig, ehe der Haufe das Schloß umzingelt hatte. Der widerstandslose Sieg machte übermütig. Altes, wirklich erlittenes und eingebildetes Unrecht drängte zur Rache.

Da saß des Königs Lehnsmann Herr Bagge Grüs auf dem alten Schloß Klarup. Eigentlich hatte niemand gegen ihn ernste Klagen im Land. Bei vielen galt er als ein nachdenklicher, verständiger Mann, der seine Rechte nie mißbraucht hatte. Aber an einem winddurchwehten Herbstnachmittag erschien ein schon trunkener Haufe vor Klarup. Das große Hoftor wurde ohne Mühe eingebrochen, der brüllende Haufe warf sich auf die wenigen Knechte; Ritter Bagge flüchtete durch die Ställe hinaus aufs offene Feld und konnte draußen vom Waldrande sehen, wie das schöne alte Schloß in Flammen auflohte. Er sah Heimat und Hof hinter sich brennen, und das angetane Unrecht brannte auf seinem Herzen.

So wanderte er allein auf der sandigen Straße gen Aalborg, kalkweiß im Gesicht, krank an Haß und Empörung.

In Aalborg steht der Schiffer auf dem Markt vor den angetretenen Landsknechten und den bäuerlichen Aufgeboten: „Und ich verbiete noch einmal Brandlegung und sinnlosen Mord. Wer sich dem Aufstand nicht anschließt, wird gehängt. Wer aber Höfe und Schlösser sinnlos verbrennt, wird auch gehängt." Die Massen murren dumpf. Als der Schiffer ins Rathaus hineingeht, drängt sich sein alter Kampfgefährte, Schiffer Thomas, neben ihn. „Das war nicht gut, Clement — hab' selber Herrenlast und Herrenfron getragen in meiner Jugend. Rache! Brennende Rache will das Volk heute haben, läßt sich nicht mehr hinhalten, läßt sich nicht mehr beruhigen. Schiffer, wir sind ausgezogen um Rache, vergiß das nicht!" — „Wir sind ausgezogen um Recht!" erwiderte der Schiffer Clement. „Ich lass' die große Sach' nicht vor die Säue werfen. Heut abend geht der Befehl heraus in allen Ortschaften Härredvögte zu wählen, die mir für Ordnung verantwortlich sind. Bestätigung behalte ich mir vor; wenn der Bauer nur zerstören will, kann er nicht frei

werden. Nur freie Männer, keine neid- und haßbesoffenen Haufen, können siegen.” Da löst sich eine Gestalt aus dem Dunkel der Rathaustreppe — es ist eine Spanne, kürzer als wenn man die Augen schließt und wieder öffnet — da stößt ein Dolch gegen das Lederkoller des Schiffers. Schiffer Clement wirft sich nach vorn, versucht mit gewaltigen Armen den Mörder zu packen — und wirkungslos ist der Dolch an dem Panzerhemd abgeglitten, das der graue Seevogel unter dem Lederwams trägt.

Der Schiffer hat seinen Gegner an den Schultern gepackt, vermag ihn aber in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Schiffer Thomas stößt nach dem Mörder und fehlt ihn, schlägt mit seinem kurzen Schwert in das Geländer der Holztreppe, da hat sich dieser auch schon losgerissen und rennt, den Dolch in der Hand, vorbei an dem Schiffer ins Freie. Draußen versucht er an dem Haufen vorbeizukommen, da erkennen ihn einige Bauern: „Bagge Griis! Der Ritter Bagge!” Schon ist er um die Ecke des Marktes, eine kleine Straße hinunter, da spürt er den hetzenden Atem der Verfolger hinter sich. Noch hundert Schritt, noch achtzig Schritt — dann ist der rettende Hafen da, dann kann er in ein Boot springen. Da fliegt, von einem Schuhmacher geworfen, ein Stein ihm in den Nacken, schmettert ihn zu Boden; zertrampelt, zerfetzt, bleibt der Leichnam liegen.

Den ganzen Abend ziehen die Haufen durch die kleine Stadt. Wein und Bier fließen in den Gasthäusern, und erst gegen Mittnacht, als sturmgepeitschter Regen einsetzt, wird es still. —

Ahnungslos rollt ein Reisewagen nach Norden. Bischof Stige Krumpen hat von allen den Unruhen noch keine Kenntnis, fährt seinem Bischofssitz entgegen, entschlossen, den lutherischen Verwalter wieder auszuquartieren. Die vier schweren Pferde ziehen den Wagen mühsam durch den mahlenden Sand. Still und weit liegt das Land im Abend-

schein, als der Bischof beim Gastwirt am alten Straßenkrug zu Frejlev halten läßt, sich, eingehüllt in seine Decken, auf der Tonbank niederläßt und ein Huhn zum Abendessen bestellt. Es sind keine Bauern in der Schenke, der Krugwirt bringt schweigend das Essen. Nasse Sträucher hängen über die kleinen Fenster, abendlicher Regen geht nieder.

Schon will der Bischof friedlich sich zum Schlaf niederlegen, da stürzt der Diener Andreas herein: „Bischöfliche Gnaden — Aufruhr, sie kommen das Dorf hoch! Flieht, flieht sofort!" Schon tönen Stimmen draußen, gegröhlte Liedfetzen hallen aus der Ferne, Gelächter und Schreien springen auf.

Bischof Stige Krumpen zittert in den Knien, wirft seinen Pelz um sich, tappt durch die halbdunkle Gaststube: „Wo hinaus? Wo hinaus?" Er möchte zur Vordertür — da steht stumm mit höhnischem Lächeln der riesige Krugwirt davor. In diesem Augenblick kommt dem Bischof blitzartig ein Gedanke; er läuft über den ziegelbelegten Gang zur Küche — da ist die Hintertür des Hauses auch geschlossen. Mit einem Sprung bricht der Diener die Fensterladen auf, versucht den schweren, dicken Mann durch das Fenster nach draußen zu ziehen. Der Bischof liegt auf dem Fensterbrett, kann den schweren Körper nicht hindurchbekommen.

Und da steht auch schon der Krugwirt hinter ihm und drischt auf seine Rückseite los. Endlich stürzt der dicke Mann nach vorn aus dem Fenster, fällt weich in den Mist und läuft, läuft, wie er in seiner Jugend nicht gelaufen ist, hinüber zu einem in der Dunkelheit schlafenden Hof, rennt Hand in Hand mit dem Diener unter den Apfelbäumen hindurch — steht prustend und tiefatmend vor des Bauern Peter Ridemanns Backofen.

Der Lärm von der Straße kommt näher und näher, Schatten sind draußen auf dem Feld, jenseits der Dorfgärten sichtbar — da reißt Bischof Stige Krumpen den Backofen

auf, aus dem noch warmer Dunst vom Morgen, als hier Brot gebacken war, ihm entgegenschlägt.

Der Diener flüchtet in den Schutz einer Hecke, und der Bischof zieht hinter sich die Backofentür zu.

So viel Stoßgebete aus der Zerknirschung des Herzens wie in dieser Nacht hat er selten zum himmlischen Vater geschickt, als er schweißgebadet in Pelz und Reisekleid im heißen Backofen eine Nacht wartend, von Zeit zu Zeit vorsichtig die Tür einen kleinen Spalt öffnend, und flüsternd sich mit dem Diener verständigt.

Sein Glück, daß die durstigen Kehlen den Krugwirt zu besserem Geschäft berufen haben, daß man ihn nicht erkannt hatte! So hört die Verfolgung in der Dunkelheit auf.

Ehe noch der Morgen kommt und die ersten Hähne krähen, schleichen sich die beiden über das Feld davon, wandern dann, von Angstschauern geschüttelt, fürbaß gen Süden.

So ging der letzte Bischof von Börglum aus seinem Stift.

Als Schiffer Clement zu Aalborg die Sache hörte, am Morgen, als er das bäuerische Heer in Sprühregen und Wind zur Stadt hinausführte, ging ein breites Lächeln über seine windroten Seemannszüge: „Siehe, es steht geschrieben: ‚Gehet hin in alle Welt!' Hatte gar nicht gedacht, daß der geistliche Herr auf Börglum so bibelfest sei."

Svenstrup

Und hinter dem Wirrsal des Aufruhrs taucht plötzlich eine Art von Ordnung auf. Noch weiß man ja in den Dörfern aus der Überlieferung der Alten von der Zeit, wo der Bauer zu Recht Waffen getragen im Lande. Noch hat sich heimlich in vielen Dörfern die alte Steuermannsharde, die kampfbereite Hundertschaft, erhalten. Wo immer wirrer

Aufruhr zuerst losbrandete, bekommen die Steuerleute, die Männer, deren Vorfahren einst das Landesaufgebot im Dorf geführt, die Macht wieder in die Hand, wehren dem Wirrsal.

Der Wind kommt hell und harsch von der Nordsee, als auf Refs Thing der Großbauer Oluf Duus zu den Bauern von Thyland spricht: „Und das, ihr freien Männer, ist der Brief des Schiffers Clement, den ihr hören und halten sollt: ‚Im Namen Seiner Gnaden des Königs Christian II., aller ehrlichen, redlichen Männer und des alten Rechtes an alle Gemeinden des Landes Jütland! Es ist Landfahne aufgeworfen worden für den rechtmäßigen König Christian II., der von Herren, Bischöfen und Stiftern zu Unrecht der Krone und des Landes beraubt wurde. Rechtmäßige Obrigkeit von Aalborgstift, Vendsyssel und Viborgstift ist im Namen des Königs der Schiffer Clement und der Rat ehrenfester Männer, den er eingesetzt. Ich, Schiffer Clement, König Christians II. Vogt für Jütland, befehle: Aus jedem Dorf ist auf vier Mann ein Bewaffneter zu stellen. Er muß Spieß, Mundvorrat, Armbrust und volle Ausrüstung mitbringen und sich sogleich nach Aalborg in Marsch setzen. Nach vier Wochen wird er durch einen andern Mann ersetzt und kann heimkehren. Ich befehle: Kein Hof, kein Schloß, die ohne Widerstand eingegeben werden, darf verbrannt werden. Ich befehle: König Friedrichs Rezeß, der dem Lehnsmann das Niedergericht gab, ist ab und tot. Herrendienste sind ab und tot. Kirchliche Gaben werden nicht mehr gereicht, es sei denn freiwillig und wo Priester oder Prädikant zur Sach' schwören. Ich befehle: Die Steuermannsharden sind zur Landwehr Dorf bei Dorf wiederherzustellen. Wer sich der gerechten Sache entzieht, ist eidbrüchig an König Christian II. und an der Bauern Recht, der wird gehängt. Ich befehle: An Land gilt Bordrecht. Den von mir eingesetzten Fähnleinführern ist Gehorsam zu leisten wie an Schiff und Bord. Wolle Gott die gute Sache und das alte Recht schirmen!'"

Die Unruhen zittern durch das ganze Land. Zum erstenmal sieht Herr Magnus Giö die Gefahr, vor der er so lange gewarnt, wie eine Sturmflut herankommen. Herzog Christian ist fern und liegt mit seinen holsteinischen Truppen im Kampf gegen die Lübecker, die Inseln sind entweder in Feindeshand oder umkämpft. Jütlands Adel steht in diesem Augenblick auf sich selbst und hat zur Unterstützung nur einige Reiterfähnlein deutscher Landsknechte unter dem alten Feldhauptmann Jost Globeck.

In Aarhus trommelt Herr Magnus das Lehnsaufgebot zusammen, das seit dem Tag, als man König Christian II. abgesetzt, nicht mehr in Waffen gestanden hat. Sind auch die nördlichen Stifte bereits in den Händen des Aufruhrs, aus den Stiften Aarhus, Ripen und Viborg sammeln sich die Ritter, kommen im schweren Panzer, oft noch vom Vater und Großvater ererbt, die schwere lange Lanze als Stoßwaffe, das breite ritterliche Schwert mit sich führend, jeder Reiter von einigen Fußgängern und Troßknechten gefolgt.

Der Flammenschein von Nordjütland flackert drohend nach Süden. Und noch bedrohlicher sind des Schiffers Rüstungen. Mit plündernden Haufen glauben die Herren wohl fertig zu werden, aber es wird ein böses Spiel, wenn zu den kampfgewohnten Seeleuten des Schiffers, zu seinem Fähnlein deutscher Landsknechte, Lübecker Jungen unter Johann Wilke, noch kriegsgeübte Bauernaufgebote in festen Verbänden hinzutreten. Schon sind im Norden einzelne Ritter zum Schiffer übergegangen. Gerade diejenigen, die noch auf eigenem Hof sitzen, die kein Lehn von Kirche und König tragen, sind der Volkserhebung zugefallen. Das Muster des Ritters Markvorsen auf Renstrup findet bedenkliche Nachahmung. Wie einst, so stehen alter Volksadel und neuer Lehnsadel sich gegenüber.

Aber dieser Lehnsadel weiß, worum es geht, weiß, daß jetzt wie im bösen Jahre 1443 um seine ganze Stellung im

Lande gewürfelt wird. Und wo einer abfallen will, wo einer weich wird, da halten sie ihn fest mit dem Ruf an ritterliche Ehre und Standesgenossenschaft. „Denke daran, was für einen Schaden Herr Magnus und Erik Banner leiden!" schreibt Meister Anders Gyldenstjerne an seinen Bruder Erik, Königlichen Lehnsmann auf Aggershuus. „Sie haben allen ihren Besitz auf Seeland, Schonen, Fünen, Laaland und Falster freudig drangegeben. Das achten sie für nichts. Auch ich habe Verlust erlitten und eingebüßt, was ich bei Roeskilde und auf Seeland besaß. Und der Graf Hoyer hat mir geschrieben, daß ich allen meinen Besitz in Seeland behalten soll, wenn ich zu ihm komme und ihm huldige, was ich aber auch für nichts achte und niemals tun werde — mit Gottes Hilfe!"

Vor allem aber der junge, starke Holger Rosenkrans, Lehnsmann auf Böller, Treiber und Vorkämpfer für Herzog Christian und der Bauern abgesagter Feind, schwört ein Mal über das andere, daß er für seinen lieben Herrn, den Herzog, laufen wolle, wenn er nicht hätte, worauf zu reiten, und sterben wolle, wenn er nicht für ihn leben solle. Erik Banner, Lehnsmann zu Asdal, dem der Schiffer auch einige Höfe weggenommen, ist da ruhiger, aber gleich entschlossen — und mitten im Heerlager ist Magister Hennigsen und predigt gegen den Aufruhr, Mord und Brand und lehrt, was Magister Luther von der Obrigkeit gelehrt, und liest vor, was er „wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern in Deutschland" geschrieben.

So kann Herr Magnus ein kleines, kampfentschlossenes Heer mustern, das in Aarhuus zusammenströmt, mindestens dreihundert Lehnsmänner und Ritter von Jütland, dreihundert schwerbewaffnete berittene Landsknechte in Küraß und Sturzhelm unter Jost Globeck, dazu die doppelte Anzahl Fußvolk. Mehr ist nicht zu erwarten, und jeder Tag, den man länger wartet, arbeitet für den Schiffer! Wo Clement

mit seinen Haufen steht, ist unbekannt, denn er hat sich wieder irgendwo hinter das Limfjord zurückgezogen und hebt Truppen aus. Läßt man ihn dort ungestört, so kann er mit überlegener Macht losbrechen.

Holger Rosenkrans drängt zum Kampf: „Wo kommen wir hin, wenn ritterliche Ehre und ritterlicher Name sich vor den Brandstiftern und Seeräubern verkriechen will? Durch das Schwert sind wir groß geworden im Land, durch das Schwert müssen wir bleiben." Vergebens versucht Erik Banner den Jüngeren zu hemmen und zurückzuhalten. Noch am Tage vor dem Ausmarsch ist nicht klar, wer den Befehl führen soll, bis man beiden zusammen den Oberbefehl gibt. Herr Mogens Giö bleibt krank in Aarhuus liegen, aber seine beiden Söhne ziehen mit.

Es ist am hellen Mittag, als der schimmernde Heerhaufe abrückt, Feldtrompeter voran, die Gepanzerten an der Spitze, dann die deutschen Reiter des Jost Globeck, endlich das Fußvolk. Verbissen und wortkarg reiten die beiden Befehlshaber nebeneinander, und Herr Holger Rosenkrans kann sich nicht verkneifen, zu dem Älteren zu sagen: „Jetzt ist der Pfeil vom Bogen, jetzt hält ihn keiner mehr auf." Und er selber stimmt ein altes Kriegs- und Trutzlied an, geht dem Kampf entgegen jung, stark und übermütig.

Herr Mogens sieht dem Zug lange nach, sagt dann nachdenklich zu Magister Hennigsen, auf den sein Reisewagen wartet: „Hab' auf der Klosterschule früher gelernt, daß die Römer auch zwei Feldherren gehabt, einen alten und einen jungen, einen wilden und einen klugen, als der Punier Hannibal sie vernichtet bei Cannä. Ich denk' manchmal daran, wie wir damals den Livium traktieret und gelesen, wie der Konsul — wie hieß der Kerl doch —?"

„Terentius Varro, Euer Gnaden zu dienen", sagt dienstfertig der Magister.

„Richtig, Terentius Varro hieß er — die Römer in eiligem

Stoß und Angriff geführt, daran das ganze Heer kläglich und traurig zugrunde gegangen. Ist mir nicht lieb, daß auch wir zwei Feldherren haben, die so verschieden an Denken und Art sind. Sollten uns an der alten Römer Unglück ein Exemplum genommen haben. Möcht' am liebsten mitfahren, vom Wagen aus das Heer führen."

Magister Hennigsen lächelt abwehrend: „Zuviel der Ehre für die Seeräuber und Mörder, daß Euer Gnaden selbst führen wollen! Ist auch der Schiffer Clement kein Hannibal und die Vendelbauern keine Punier. Sind jütländische Ochsen, Herr, laufen, wohin man sie prügelt."

Herr Mogens möchte aufstehen, aber die Gicht überwältigt ihn wieder, er sinkt stöhnend in den Sessel zurück. „Wollen's hoffen, wollen glauben, daß Gott der rechtmäßigen Obrigkeit den Sieg gibt. Hast ja genug dafür gebetet und gepredigt."

„Darf also Urlaub von Euer Gnaden erbitten? Wünsch' auch Euer Gnaden salutem corporis, und wird der Herr Zebaoth schon alles zum Besten wenden, wessen wir wohl getrauen dürfen."

Herr Mogens winkt ab. „Also gehab dich wohl und hüt dich vor solchen Abenteuern wie auf Börglum-Kloster! Hätt' böse abgehen können damals."

Mit Kratzfüßen dreht sich der Magister zur Tür hinaus und poltert die Treppe hinunter. Herr Mogens sieht ihm gar nicht erst nach, sondern fällt in tiefes Grübeln, während die letzten Klänge der Feldtrompeten fern verhallen und immer schwächer und schwächer werden.

Er greift zu dem Becher mit dunklem Wein, der vor ihm steht, betrachtet die feine Arbeit des Silberschmiedes, murmelt ingrimmig vor sich hin: „Ist eine Zeit, die einem nicht gefallen mag. Keine rechten Ritter und auch keine rechten Bauern mehr, kein rechter König im Land und eigentlich alles Gesindel. Die einen wollen nur auf dem Lande hocken

und sich davon ernähren lassen, und die andern wollen nur plündern. Ist eine verdammte Zeit, geldgierig, raubgierig, dumm — und die beiden Sorten Pfaffen machen's nicht besser."

Dann, nach einer kleinen Weile nachdenklich: „Kann eben keiner sein Fell wechseln, ist seit langen Zeiten hier alles im Land verdorben worden. Nun muß es gehen, wie es geht und wie Gott will, wenn er überhaupt mit uns irgend etwas will."

Mühsam steht er auf und wankt zu seinem Bett, hält sich plötzlich am Tisch fest, wird kalkweiß im Gesicht, versucht mit dem Finger auf die Tür zu deuten: „Jens, wie kommst du zurück? Warum bist du nicht bei dem Heer? Was ist dir geschehen?" Er geht ganz nahe an die Tür heran, will den Sohn fassen, da ist alles verschwunden. Er tappt gegen die Holztür, und die dicke alte Frau des Ratsherrn, bei der er wohnt, öffnet die Tür: „Ist dem edlen Herrn ein Leid geschehen?"

Herr Mogens winkt ab, sinkt auf das Bett zurück, fühlt sich wie zerschlagen und zerbrochen an allen Gliedern. „Ist mein Sohn nicht hier gewesen? Wo ist mein Sohn?"

„Euer Gnaden Sohn ist heute mit abgeritten, hab' ihn neben Herrn Iver Juul reiten sehen, den Jens. Der andere ist auch nicht hier. Was fragen Euer Gnaden so sonderbar?"

Der alte Mann fährt sich mit der Hand über das Gesicht: „Hexenwerk, böser Lug und Trug — ich glaube, mein Sohn hat sich angekündigt." Schwer fällt er in die Kissen.

Das Land ist weit und still, und Holger Rosenkrans reitet und reitet. Der Regen trieft ihm vom Helm, der Regen durchnäßt die Wollmäntel über den Panzern, der Regen hat die Wege aufgeweicht und kleine glitzernde Pfützen gebildet, aus denen das Wasser zu den hohen Lederstiefeln — einige Ritter tragen sogar noch Panzerbeinschienen — aufspritzt.

Der Himmel ist verhangen und trübe. Fern weiden Kühe. In den Dörfern ist alles still, vom Schiffer will niemand etwas gehört haben. So zieht der Heereszug, schwere Reiter, Fußvolk mit langen Spießen, langsam den kleiigen alten Landweg nach Aalborg hinauf.

Bei Lindenborg hatten sie eigentlich den Schiffer erwartet, hatten gedacht, daß hier der Gegner den Weg versperren würde. Doch es hatte sich nichts gerührt. So wurde Herr Holger Rosenkrans immer zuversichtlicher: „Wenn wir uns nicht beeilen, ist der alte Seeräuber wieder auf seinem Schiff und alles zu Ende", bemerkt er bissig zu Erik Banner. Die beiden mißtrauen einander noch immer, aber der Schein spricht für Herrn Holger. „Schmuggler, Seeräuber und Brandstifter schlagen keine Schlachten." Herr Holger ist sich seines Sieges innerlich ganz sicher.

Der Regen rieselt grau und trostlos vom Himmel.

„Wetten, daß der Schiffer Clement in seiner Kajüte sitzt, Grog trinkt und sich freut, daß er den ganzen jütländischen Adel im Regen durch den Dreck marschieren läßt?" meint Herr Holger.

Auf einem Hügel liegt die alte, kleine, weiße romanische Kirche des Fleckens Svenstrup. „Ich werde doch Büchsenschützen vorangehen lassen", bemerkt Herr Jost Globeck, der deutsche Feldhauptmann. „Wenn der Bauer im Kirchhof und hinter der Kirche steckt, kann es ein böser Tag werden." Holger Rosenkrans hat nichts einzuwenden, Erik Banner nickt Beifall. Als Herr Jost Globeck zum Fußvolk zurückreitet und im Laufschritt die Büchsenschützen auf den Kirchhof vorgehen läßt, sagt Holger Rosenkrans: „Der Mann hat ja ein Hasenfell vorm Hintern! Der Schiffer denkt gar nicht daran zu schlagen." Die Büchsenschützen besetzen den Kirchhof, winken mit ihren Feldbinden von der Kirche.

„Wie ich sagte — alles leer! Der Schiffer sitzt schon lange wieder an Bord und säuft Grog!" Hinter der Kirche kommt

ein Hohlweg, der sich in das freie Feld öffnet. Hier lassen die beiden Befehlshaber das Heer vorüberziehen. Die Ritter rücken sich in den Sätteln zurecht und stellen ihre Lanzen in den Lanzenschuh, die deutschen Reiter nehmen Haltung an, die Landsknechte trapsen durch den spritzenden Dreck des sandigen Hohlweges vorwärts. Herr Holger Rosenkrans fühlt sich stark und fröhlich, läßt den letzten Wagen an sich vorbeifahren und trabt dann wieder nach vorne: „Heute abend sind wir in Aalborg!" Er wendet sich im Sattel zurück, als er an dem Fußvolk vorbeikommt. „In Aalborg gibt es Bier und Schnaps und schöne Mädchen!"

Mißmutig trampelt der Haufe weiter. Der Regen fällt unablässig, grau und in kleinen Tropfen.

Der alte Landweg biegt weit nach Westen aus, macht dann eine Krümmung und wendet sich in Richtung auf den Flecken Lere. Heidehügel, mit regennassen Kiefernkusseln bestanden, versperren den Ausblick. Der Heerzug platscht und schleppt sich durch die knietiefe Straße. Herr Erik Banner zieht ein Mal über das andere die Feldflasche zu Rate. Hände, Gesichter, Pferde, Mäntel — alles ist durchweicht von dem unablässig rieselnden, dem stumpfsinnigen, unermüdlichen feinen Regen.

Uber das Feld laufen ein paar Dorfjungen in Richtung nach Norden. Man kann sehen, wie sie ihre Holzschuhe unter die Arme genommen haben, um barbeinig im Schlick besser vorwärts zu kommen. Am Himmel ist kein Stückchen Blau zu sehen. Selbst der Wind hat sich ganz gelegt. Es rieselt und rieselt.

Am Schmiedefeuer des Dörfchens Dragstrup steht der Schiffer, stehen Oluf Klinte, der Ritter Marvorsen, Karin, die sich von dem Grauen der Nacht in Börglum wieder erholt, stehen des Schiffers alte Mitkämpfer Jens Hvas, der Schiffer Thomas — draußen, durch Decken vor dem Regen

geschützt, sind die Pferde angebunden. Das Schmiedefeuer beleuchtet die Gesichter im verregneten Licht des halbwachen Tages.

Der Schiffer steht an der Rückwand der Schmiede, trocknet sich die Kleider. „Der Bauer muß erst wieder ein Kriegsmann werden! Heut haben wieder vierzig Mann heimgewollt, weil sie glauben, daß wir hier doch nur nutzlos im Feld liegen. Sie sehen nicht mehr als ihr Dorf und ihren Kuhstall. Wenn sie keine Herrendienste mehr zu leisten brauchen, wenn sie den Vogt vertrieben haben, dann glauben sie, alles ist gewonnen, und wollen heim. Und dazu dieser Eigensinn!"

Der Ritter Markvorsen lächelt: „Und sie stehen doch, unsere Vendelbauern. Ich habe bei Hasseris noch einmal zu ihnen gesprochen, habe ihnen davon erzählt, wie der Bauer einst ein freier Mann gewesen ist, keine Zinsen und keine Gülten zu zahlen brauchte, wie er in Waffen antrat, wie ihre Großväter noch am Hiesterberg gefochten haben. Ich glaube, sie haben mich alle verstanden. Schiffer — wenn das Feuer brennt, das wir hier angezündet haben, dann wird es kein Aufhalten sein. Wovon wir all die Jahre gesprochen haben, das wird dann wie ein Moorbrand über die Länder laufen. Noch steht Dithmarschen; die Wurthsater Friesen sind noch keine fünfzehn Jahre unfrei, die alte Kirche ist überall im Abgang und die neue noch nicht da. Was unten in Deutschland dem Florian Geyer nicht gelungen ist — wir könnten das große Feuer wieder anzünden, wozu wir die Funken von den Ahnen her gehütet haben."

Der Schiffer dreht sich vor dem Feuer, um auch die andere Seite trocknen zu lassen von dem naßkalten Regen. „Du bist ein Träumer, Jens. Bist immer ein Träumer gewesen. Weiß wohl, wie nötig ein Träumer ist. Verlaß' mich aber jetzt lieber auf meine Fäuste. Der erste, der heimgewollt — den hab' ich am Hals genommen und mit diesen meinen

Fäusten verprügelt.“ Der Schiffer reckt die gewaltigen Arme in die Höhe. „Steckt schon so viel Mutlosigkeit in dem armen Volk — man muß manchmal mit der Angst gegen die Angst angehen. Hab' das auf See gelernt.“

Schiffer Thomas macht die Tür der Schmiede halb auf. Ein barfüßiger blonder Junge mit hellen, blauen Augen, dem das dünne Leinenzeug wie ein nasser Sack verregnet um den Leib hängt, klemmt sich hinein: „Sie kommen! Der Zug kommt eben über Svenstrup—Vestermölle! Reiter und Fußvolk!“

Der Schiffer gibt sich einen Ruck, legt den Mantel um, nimmt das Enterbeil und hängt es in den Mantel hinein. Die andern drängen an ihm vorbei, zur Tür hinaus zu den Pferden.

Schiffer Clement stößt stolpernd beim Hinaustreten aus der Schmiede an eine eisenbeschlagene Wagendeichsel, hebt sie spielend mit den gewaltigen Armen hoch: „Das ist meine ritterliche Lanze.“ Draußen stützt er sich auf die Deichsel und schwingt sich auf sein schweres Pferd: „Also — zu Sankt Johannis Minne! Und jetzt wird's ernst, sagte der fromme Pilger, als er die Wurst vom Wiem holte!“

Die Reiter drängen die Straße nach Lere hinunter, Karin mitten unter ihnen.

Hier, auf beiden Seiten der alten Straße hinter Tannenkusseln liegen die Heerhaufen. Die Männer haben Säcke über die Kleider gezogen, hocken mißmutig im Regen um ausgelöschte Feuer, die langen Spieße griffbereit neben sich. Es sind wohl an die sechstausend Mann, darunter als Kerntruppe das Fähnlein Landsknechte unter Johann Wilke, und mit Bogen und Enterbeil die Schiffsleute des Schiffers. Alles andere — das sind die Bauernschaften von Jütland, die Männer des grauen, unfruchtbaren Nordens, die Bauern von Vendsyssel, Hanherräd und was aus dem Viborger Stift hinzugeströmt ist. Die Bürgerschaft von Aalborg hat

kaum Hilfstruppen gesandt. Die zwei kleinen Kanonen sind unbrauchbar im Regen.

Der Schiffer reitet auf den einen Heidehügel hinauf, da sieht er den langen Zug unten herankommen. Schiffer Thomas bläst in das Kriegshorn, das er noch seit den Zeiten Christians II. führt, und auf einmal wird es lebendig. Die Männer springen auf, bilden Vierecke und Igel — links und rechts des Heidehügels steht das bäuerliche Heer, hinter dem Schiffer das Fähnlein Landsknechte.

Im gleichen Augenblick hat Herr Holger Rosenkrans den Gegner gesehen, reißt den gepanzerten Arm hoch, bringt den Zug zum Stehen. Jost Globeck prescht an ihn heran. Um Erik Banner kümmert sich Herr Holger überhaupt nicht mehr, gibt dem Feldhauptmann Anweisung: „Du reitest seitlich herum, packst den rechten Flügel. Ich greife von hier an. Es ist fast nur Fußvolk. Ungeübte Bauern!"

Herr Holger Rosenkrans reißt das Schwert aus der Scheide, grüßt seine Freunde in dem ritterlichen Geschwader: „Vielliebe Herren, jetzt gilt's!" Das Geschwader will sich formieren, mindestens eine Reihe bilden, während die deutschen Reiter Globecks rechts herausschwenken.

Erik Banner möchte eingreifen, aber es geht alles mit einer so überstürzten Schnelligkeit, daß er in die Reihe der Gepanzerten hineingedrängt wird — und schon reißt Holger Rosenkrans das Schwert wieder hoch: „Sturm!" Das halbfertig formierte Geschwader poltert heran. Der Boden ist weich und gibt nach, die Pferde drängen unsicher dorthin, wo dicke Geilstellen des Grases festeren Boden versprechen. Holger Rosenkrans reißt sein Pferd vorwärts, versucht es zum Galopp zu zwingen, da steht es mit den Hinterbeinen tief im weichen Boden und arbeitet vergeblich.

Und links von sich sieht er, wie Globecks Geschwader mit wehender Fahne stutzt, wie zwei Reiter aus dem Sattel fliegen, wie der Feldhauptmann den Angriff anhält. Holger

Rosenkrans kocht vor Wut: „Das Schwein, das feige Schwein reißt aus!"

Mühsam ist sein Pferd aus dem Schlick heraus, da erhebt es sich vor dem Geschwader wie eine große graue Wand. Voran ein riesiger Kerl mit einer Wagendeichsel in beiden Fäusten — und hinterher die Heerhaufen mit den Keulen und langen Spießen.

„Zurück, Holger, hier ist das Moor! Die Pferde stecken im Schlick." Herrn Mogens Giös Sohn Jens versucht, sich auf festes Land zu retten — da ist der Schiffer breits über ihnen. Die Reiter springen von den Pferden, soweit sie nicht noch rasch festen Boden gewinnen — und dann scheint sich die Wand der Bewaffneten zu öffnen, und alles versinkt in einem ungeheuren Gewirr von Schwertern, Lanzen und Keulen. Holger Rosenkrans geht mit seiner schweren Lanze zu Fuß den Schiffer an, da schmettert ihm die Wagendeichsel die Lanze aus der Hand, um ihn ballen sich Herr Nils Brock, Lehnsmann aus Estrup, Herr Erik Flemming auf Bavelsö, Herr Christian Skram. Die Schwergepanzerten versuchen, einen Igel zu bilden, aber der Sturm ist unaufhaltsam. Und in der Mitte steht der Schiffer. Der Ritter Jorin Clemitsen versucht, ihn anzuspringen, da kracht die Wagendeichsel auf seinen Helm, und er sackt im weichen Boden zusammen, und über dem stürmenden Haufen entfaltet Karin die schwarze Rebellenfahne. Das alte Sturmlied braust auf, jubelt über das verregnete, moorige Feld: „Fort flog der alte Adler ... Die Keulen und langen Spieße sind den Reitern doch überlegen. Vergebens rettet sich Meister Anders Gyldenstjerne mit seinem Roß und der Hälfte des Geschwaders auf festen Boden; die Sturmflut der langen Speere brandet an, ihm fährt ein Spieß durch Halsbeuge und Koller, und er poltert dumpf vom Pferde.

Irgendwo von fern können sie vom festen Land aus beobachten, wie Jens Giö, wie das Häuflein um Holger

Rosenkrans zusammensinkt — und da ist auch der Sturmharst schon heran — und immer vor ihnen der Schiffer. Seinen Helm hat er verloren, die grauen Locken wehen um das rote Seemannsgesicht, wie ein Riese der Sage schwingt der wuchtige Mann, Schritt für Schritt vorgehend, als müsse er die schweren Füße mühsamer noch als die andern aus dem Boden lösen, seine Deichsel. Hinter ihm geht das Aufgebot in langer Reihe vor, vor ihnen jagt der Rest der Ritterschaft davon, versucht Schutz hinter dem Fußvolk zu gewinnen.

Dem Schiffer fliegen die Armbrustpfeile des Fußvolkes entgegen. Feldhauptmann Globeck wirft sich mit seinem Fähnlein, das er glücklich vor dem Ritt in den Sumpf bewahrt, vor das flüchtende Aufgebot, versucht noch eine Schlachtordnung zu bilden, da greift von beiden Flügeln das Heer des Schiffers herum, drängt Globecks Reiter auf das Fußvolk, faßt immer weiter herum — jetzt löst sich auch der Rest des Widerstandes auf. Fußgänger und Reiter flüchten Hals über Kopf, die noch vor zwei Stunden so siegessicher hinabgezogen waren, auf den Hohlweg von Svenstrup-Vestermölle zu.

Schon wollen einzelne der Bauernhaufen haltmachen, aber der Schiffer treibt zur Verfolgung, bis die Trümmer des Feindes in dem Flecken Svenstrup verschwinden.

Auf dem Feld im Regen, der leise und schwer herabrieselt, steht das siegreiche Heer. Und neben dem Schiffer hat Karin die schwarze Sturmfahne aufgepflanzt. Da kommt ein Windstoß von der See und faßt in die Regenwolken hinein, der Himmel wird nach Westen hell und durch das Gewölk wird die scheidende Sonne sichtbar, die die siegreichen Kampfharste beleuchtet. Der Schiffer stützt sich auf seine Deichsel und stimmt an, und wie ein brausender Choral geht es über das Feld, das in der Abendsonne des letzten Bauernsieges des Mittelalters liegt:

„Hoch spreizte sich die Habichtsbrut
Über der alten Eiche,
Doch der alte Aar von Norden kommt,
Zu herrschen in seinem Reiche!"

Ritter Markvorsen stützt sich auf sein Schwert und, als sich die Stille nach dem Siegeslied löst, meint er leise: „Nun können wir vom Sankt-Galli-Tag im Moor zu Svenstrup wohl singen, was sie in Dithmarschen gesungen haben, als die des Königs Heer in der Hamme geschlagen:

„Gnade schölen wy lowen, de uns hefft gesandt
Den goden Sünte Dominikus, den wahren Heiland,
De an sinem Dage heuet unser Land
Gnadiglich behödet mit siner vordern Hand.
Kyrie Eleison!"

„Ist heute Sankt-Galli-Tag?: fragt der Schiffer. Ritter Markvorsen nickt: „Ist Sankt-Galli-Tag heute, 16. Octobris anno 1534! Sollt' uns ein gutes Omen sein. Hab' mir sagen lassen, daß Gallus den Hahn bedeutet. Ist ein alter Sonnenvogel, der den Morgen wachruft. Mag wohl sein, daß die Nacht vorüber ist und der Morgen für das alte Recht wiedergekommen. Sind an diesem Tage alle, wenn wir's recht tun, Männer und Frauen und alle Kinder in Jütland frei geworden. Denk', das wird auch in andern Landen zünden und doch noch werden, woran wir so oft gedacht."

Der Schiffer hebt seine Deichsel hoch wie eine Fahne. Neben ihm weht die schwarze Rebellenfahne, und da beginnt es aus den Reihen zu spielen auf Weidenflöte und Trommel, als das Heer auf Svenstrup marschiert. Es ist das alte Seeräuberlied; die Männer von den Schiffen haben es angestimmt, und das ganze Heer singt es mit, und die Trommeln schlagen hinein:

„Der Schiffer Clement von Holland kam,
Den Pfeffersäcken den Beutel nahm,
Und das tut wohl und das tut gut,
Der Pfaffen und der Herren Gut,
Das macht uns allen frohen Mut ...“

Der ungefüge Haufe

„Ein Siegeszug sollte es werden, ein Raubzug, ein Brandzug, ein Narrenzug ist es geworden!“ Der Schiffer geht mit schweren Schritten auf dem Estrich des kleinen Rathauses in Mariager auf und ab. „Du weißt, Oluf, wie alles gekommen ist. Wir haben an eines ja niemals gedacht — das Volk, das heute aufgestanden ist, sind ja nicht die alten freien Bauern von einst, weiß der Teufel, was alles für Zeug dazwischen ist! Das ist immer jeder dritte Mann, der sich nicht halten will und zugreift, wo er Sackmann machen und etwas in die Tasche stecken kann.“

Der Schiffer steht mitten im Raum still und ballt die Fäuste gen Himmel. „Wenn der Thomas kommt, setz' ich ihn ab! An die Rahen hängen müßte man den Kerl! Er ist wie besoffen in seinem Haß. Habt ihr gehört? Da kommt er vor den Hof Dalsgaard. Niemand leistet Widerstand. Der Hof ist fast verlassen. Was macht der Kerl? Er läßt plündern, und der ganze Hof brennt herunter. Das alte Recht haben wir vorantragen wollen, wie ein Heiltum, wie eine Monstranz — den roten Hahn trägt uns der Kerl voran! Und dann will er noch klagen, daß das Volk davonläuft, daß die Herren neuen Zulauf bekommen. Der Mogens Giö sitzt irgendwo im Süden und sammelt neue Truppen, nach Randers hat sich Erik Banner hineingeworfen und ruht seine Füße von dem großen Laufen aus. Er hat da den Feldhauptmann Peter Ebbesen getroffen — und die Bürgerschaft hilft

ihm! Selbstverständlich hilft sie ihm. Wollen sich auch nicht vom Thomas den roten Hahn aufs Dach setzen lassen."

Oluf lehnt sich auf dem Ratsstuhl zurück und streicht sich durch das rote Haar. „Feldordnung müssen wir halten wie die Landsknechte, sonst kann es nie etwas werden."

„In der Mühle ist ein Mehlsack, da muß ich mich 'reinsetzen, dann sieht mich der Bauer nicht im Schnee, sagt der Fuchs." Der Schiffer brummt mürrisch. „Halt du einmal Feldordnung, wenn die Dörfer ihre Männer alle Neumond nach Hause haben wollen und neue Leute schicken! Da halte der Teufel Feldordnung! Hier ist der dritte Brief vom Grafen Christoph aus Kopenhagen, daß er den Wilke mit seinen Lübecker Landsknechten wiederhaben will. Hab' die Briefe alle dem Wilke gar nicht gezeigt. Kriegt er's 'raus und zieht er ab, dann sind wir die auch los."

Sie sitzen um den Tisch und schauen sich an, Oluf Klinte, der kleine böse Jens Hvas, der uralte Bauernvogt von Nästved, die vier Härredsvögte, die der Schiffer eingesetzt hat. Der Bauer Esbjern Nielsen, ein schwerer Mann mit listigem Fuchsgesicht und dunklem Bart, steht am Tisch auf, tritt auf den Schiffer zu. „Frieden sollten wir schließen."

Der Schiffer dreht sich kurz um. „Was fällt dir bei?"

„Ich sage noch einmal: Frieden sollten wir schließen! Wir könnten heute gute Bedingungen haben. Heut sitzen wir unten auf der Wippe und die andern schweben in der Luft. Es könnte leicht andersherum kommen, daß jeder sein Fell in Sicherheit bringen muß."

Der Schiffer sieht ihn entgeistert an: „Sein Fell, sein Fell? Aber du hast doch geschworen! Weißt du, was das heißt, Frieden machen? Das heißt, daß die Herren den Frieden nachher nicht gelten lassen!"

Nielsen fällt ihm ins Wort: „Das gibt's doch nicht. Recht ist doch Recht! Was geschworen wird, wird auch gehalten. Dazu gibt es Rechtsgelehrte. Hör einmal, Clement, wir

haben unsere Höfe gebaut, wir haben nicht immer auf der See gelegen. Die Sach' muß doch einmal zum Schluß kommen! Ein ordentlicher Friede, das wäre das, was wir heute brauchen."

Schiffer Clement sieht ihm gerade ins Gesicht: „Diesen Frieden schließe ich nicht, und den kann ich auch nicht schließen. Weißt du, was die Rechtsgelehrten daraus machen werden? Sie werden in jeden Frieden ein Loch reden. Die Juristen haben das Recht in ihren Kisten! Und die Prediger werden wieder anfangen damit, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist und das Schwert nicht umsonst trägt und — weiß der Teufel! — mit den Untertanen gar keinen Vertrag schließt, sondern nur Gnade gewährt. Verstehst du, Gnade, soviel ihnen beliebt und sowenig ihnen beliebt!"

Nielsen setzt sich, sieht am Schiffer vorbei aus dem Fenster. Schiffer Clement geht schweigend auf und ab. „Ist hier noch einer für Frieden? — Dann ist keiner für Frieden!"

Die Luft ist drückend in dem kleinen Ratszimmer. Schließlich sagt Oluf: „Schiffer, gib mir noch fünf- bis sechshundert Mann mit, dann hole ich den Haufen von Thomas ein und wir stürmen zusammen Randers. Dann hat die Sache ihre Ordnung und wir bekommen die Stadt, ehe der Feind wieder vorgehen kann."

Es klopft. „Binnen!" ruft der Schiffer.

Karin öffnet rasch die Tür. „Ist zwar Männersache, die ihr hier besprecht, wollte aber doch noch eine Nachricht bringen. Viborg ist über! Schiffer Hermann hat die Stadt ohne Gewalt bekommen. Die Zünfte sind für uns, wir kriegen auch Geschütze, soviel vorhanden."

„Gottsdonner! Die erste gute Kunde!" Der Schiffer springt auf, packt mit seinen beiden Fäusten das Mädchen an den Schultern. „Wenn es nicht deine Frau wär', Oluf, dann sollt' sie wohl die meine sein! Endlich, endlich geht es voran!"

Dann richtet er sich hoch, sieht Karin an: „Hast du noch mehr?" — „O ja, Hof Naes brennt auch! Da ist wieder geplündert worden."

Der Schiffer winkt ab. „Ich bin doch gar kein Fisch, sagte der Aal, als er ins Schleppnetz kam. Laß den Hof nur brennen! Muß dann aber damit zu Ende sein. Und nun hört: Oluf Klinte zieht mit sechshundert Mann auf Randers, nimmt Thomas den Befehl ab und sieht, daß er die Stadt bekommt. Ich gehe mit dem Rest nach Viborg und von dort auf dem Ochsenweg weiter nach Süden. Will den Bischof in Ripen ausräuchern. Dem Herrn ist zu wohl in seinem Speck. Hat gegen uns predigen lassen und hat aus seinem schmierigen Ochsenhandel das meiste Geld im Lande. Damit werben wir Landsknechte an — ‚das heißt, wenn wir's kriegen', sagte der Fuchs, als er die Hühner im Stall sah. Ihr, Ritter Markvorsen, reist wie Ihr wollt und wie es Euch gut scheint, nach Dithmarschen. Ihr nehmt den Brief von mir mit an die achtundvierzig Herren. Müßet ihnen ganz deutlich ins Ohr schreien, daß jetzt ihre Stund' kommen ist. Ist der Holsteiner Herzog mit uns fertig, dann kommt Dithmarschen dran. Früh oder spat, das ist gleich. Sie sollen uns einen kräftigen Beistand tun, sollen in Holstein einfallen und den Rantzau mit den Spießen angehen, wenn er vor Lübeck liegt. Gelingt das, so geht noch alles gut. Dann braten wir den Herzog zwischen drei Feuern, der Graf Christoph auf den Inseln, wir in Jütland, und die Dithmarscher im Westen. Kann leicht sein, daß dann sich das Blättlein wendet."

Ritter Markvorsen steht auf, gibt dem Schiffer die Hand: „Kein besser Weg hätt' mir werden können. Hab' Freunde genug unter den Vogdemannen, den Wurtmannen und den Swyn in Dithmarschen. Glaub' wohl, daß, wenn man's geschickt anfängt, sie den Hut aufstecken auf die Stange und über die Grenze nach Holstein gehen. Dann hat der Rantzau

seine beiden Feinde zugleich vor sich, die Lübschen und die Dithmarscher, und uns muß er ungeschoren lassen."

„Paß up, da kümmt hei!" Der Geschützmeister Balthasar Oldekop schlägt das Kreuz über seiner Lunte, hält sie dicht an das Zündloch der Feldkartaune auf der Mauer von Randers. Die Landsknechte machen ihre Armbrüste und Hakenbüchsen fertig.

Vom Flintberg wogt es heran, die langen Spieße blitzen in der Herbstsonne, auf beiden Seiten des Sturmhaufens tragen Männer dicke Holzbündel, in der Mitte schleppen sie einen schweren Rammbaum. Es ist kein Reiter unter ihnen, nur etwa tausend Fußgänger. Herr Erik Banner steht auf dem alten Stadtturm, überschaut den Angriff, winkt dann mit einer Fahne. Krachend donnern die zwei Kartaunen los, dem Haufen entgegen fliegen die Steinkugeln aus den Kartaunen, die Bleikugeln aus den Hakenbüchsen. Der Sturmhaufe hält nur einen Augenblick, rennt weiter heran. Jetzt ist deutlich der große Mann mit rotblondem Haar vor der Stadtmauer zu sehen, der den Sturmhaufen führt. Meister Oldekop fährt mit einem Wischstrick in die Kartaune, schüttet neues Pulver ein, die beiden Knechte schleppen eine neue Steinkugel heran. Wieder kracht die Salve der Verteidiger — da ist der Sturmhaufe auch schon an der Mauer, versucht Leitern anzulegen, drängt sich mit seiner Hauptmasse am Tor. Katzenartig gewandt springen einige Burschen über die Rundmauern, die links und rechts als kleines Vorwerk den Toreingang verengen. Und dann ist der Ramm- und Sturmbaum heran, kracht der schwere Baumstamm gegen das eisenbeschlagene, mit schweren Querbalken geschirmte Tor.

Herr Erik Banner hat sich eine Armbrust geben lassen, zielt, wie in ruhigen Zeiten daheim auf der Jagd. Hinter dem Tor steht der Rest der Ritterschaft und mit langen

Hellebarden der holsteinische Landsknechtshaufe, entschlossen, den Angriff abzuwehren. Donnernd bricht die Spitze des wuchtigen Rammbaumes durch das Tor, die Flügel ächzen, die Verstrebung der Eichenbalken löst sich. Da ergießt sich auf den dichtgedrängten stürmenden Haufen aus der Pechnase über dem Tor glühendes Pech!

Herr Erik Banner greift zu dem Löffel, der neben ihm über einer kleinen Flamme rotglühend anläuft: „Grüß' Gott, sagte der Förster, als er den Fuchs in der Falle fand." Er zielt und kippt das glühende Blei einem der Stürmenden gerade auf den Schädel. Der Mann stürzt zusammen.

Und nun träufelt es vom Tor herunter, heißes Blei, Pech, von hinten reichen die Bürgersfrauen kochendes Wasser nach. Und doch, Oluf Klinte ist mit einigen Mann jenseits im Tor, da springt ihn ein großer blonder Bursche, einer von den holsteinischen Landsknechten, an. Die beiden ringen, aber der Gegenstoß der Verteidiger ist zu stark, Oluf fühlt, wie ihm aus der Brust warmes Blut über den Leib rinnt, sieht noch im Ringen das heiße Gesicht mit den hellblauen Augen und dem frischen roten Mund seines Gegners, verliert dann das Bewußtsein und ahnt nur noch, daß er nach rückwärts davongezogen wird.

Zweimal noch versucht der Sturmhaufe durch das Tor zu brechen, dann ist seine Kraft erlahmt und der Gegenstoß aus der Stadt drängt ihn vor sich her.

Aber Herr Erik Banner ist ein vorsichtiger Mann. Wozu im offenen Felde den abgeschlagenen Gegner angreifen? Eilfertige Hände räumen Wagen, Baumstämme, Sandsäcke vor das Tor, hinter dem die Verteidiger sich wieder ordnen. In der Richtung auf den Flintberg hastet der abgeschlagene Sturmhaufe zurück.

„Und das zum Abschiednehmen!" Meister Oldekop packt die letzte Steinkugel in seine Kartaune und sendet sie den

Fliehenden nach. Die Kugel wühlt sich in den Sand und trudelt noch ein Stück weiter, bleibt unschädlich hinter den letzten Fliehenden liegen.

Herr Peter Swyn

Die Straße ist hartgefroren und klar, die kleinen Pfützen tragen eine dünne Eisdecke, durch die der Huf des Pferdes bricht. Das Eis splittert und klirrt. Es ist schwer voranzukommen. Von der See steht ein herber Wind ins Land, und Möwen flattern unruhig über den niedrigen Deich. Auf den Wiesen fliegt ein Kiebitz kreischend auf, trudelt sich in der Luft, flattert vor dem Reiter einher und möchte ihn so gern aus der Nähe seines Nestes locken.

Der Ritter Jens Markvorsen ist schon am frühen Morgen weitergeritten von dem kleinen Dorfkrug, wo er schweigsam eingekehrt ist. Wer sich nicht lange aufhält, braucht nicht auf viele Fragen zu antworten, und hier oben in Eiderstedt hat der Holsteiner Herzog viele treue Leute, ist alte Stammesfehde mit den Dithmarschern seit Jahrhunderten. Wenn die Holsteiner Herren gegen Dithmarschen zogen, dann haben auch die Nordfriesen den Hutträger vorangehen lassen und von den Dithmarscher Höfen das Vieh weggetrieben. Blieben die Dithmarscher oben — wo konnte man sich besser entschädigen als im reichen Nordfriesland? Als ein Kaufmann, der eine Forderung auf dem Markt in Heide eintreiben will, hat sich Ritter Markvorsen ausgegeben. Aber er hat beide Ohren aufgemacht, wenn im Krug die Bauern sprachen, und es sind keine guten Nachrichten, die er so eingesammelt hat. Der Graf Johann Rantzau hat den Lübeckern seit Wochen die Trave gesperrt, es darf kein Schiff in die große Handelsstadt hinein. Die Lübecker haben ein paar Ausfälle versucht, aber der Rantzau hat sie mit

blutigen Köpfen wieder in die Stadt hineingetrieben. Man spricht von Friedensverhandlungen, und auch davon, daß Herr Jörgen Wullenweber in Lübeck das Regiment abgeben wolle. Der Wind kommt in langen Stößen von der See, die hinter den Deichen rauscht. Die Dithmarscher sollen ein paar Einfälle nach Holstein getan haben, hat Ritter Markvorsen gehört, aber es ist ihnen schlecht bekommen. Seitdem stehen sie in ihrem Lande und halten „Landhöde". Heraus trauen sie sich nicht mehr, denn mit der holsteinischen Ritterschaft und den leichten Reitern, mit denen ihnen beim besten Plündern Herr Kai von Rumohr ein paarmal über den Hals gekommen, ist nicht gut Kirschen essen.

Ritter Markvorsen treibt sein Pferd wieder an, er hat den graubärtigen Kopf tief in die Kapuze gezogen. Peter Swyn, das ist der Mann, der die laue Kriegführung der Dithmarscher vorwärts reißen könnte. Ritter Markvorsen hat ihm einen Brief geschrieben und ihn kurz hinter der Landesgrenze zur Zwiesprache gebeten. Es brauchen nicht gerade alle achtundvierziger Herren des Landes Dithmarschen zu wissen, daß er im Lande ist.

An der Landwehr von Dithmarschen wird er angehalten, weist sich mit einem Pergamentlein aus und wird zum nächsten Krug geführt. Das Dorf liegt voll Wehrmänner des Landes. Die ganzen Döfften von Norderdithmarschen sind aufgeboten. Mit Wohlgefallen sieht der Ritter Markvorsen die schlanken Falkonetten, die gute Ausrüstung der Bewaffneten. Da ist keiner, der neben Schwert und Spieß nicht auch seine Hakenbüchse oder eine große Armbrust führt; hinter dem Dorfkrug wird ein Schwein gebraten, und die Männer sehen selbstbewußt und sicher aus.

Kaum daß er in die Schenke eingetreten ist, da wird die Tür hinter ihm aufgerissen. „Willkommen im Lande Dithmarschen!" Herr Peter Swyn tritt mit seinem Sohn herein, ein hochgewachsener vollbärtiger Mann, aus dessen Gesicht

eine raubvogelartige, starke Nase hervorspringt. Er trägt ein buntes Wams mit durchbrochenen Puffärmeln, wie ein Mann vom Hofe, eine Lederhose mit Fransen, hohe Stiefel und nimmt die Mardermütze von dem schon fast weißen Kopf ab; er reicht dem Gast die Hand zum Gruß. „War ein schwerer Ritt von Jütland herab bis hierher, und hoffe, der Herr hat ihn nicht ganz vergebens gemacht."

„Liegt an Euch, Herr Peter Swyn, ob ich umsonst geritten. Bring' Euch Gruß und guten Wunsch von Herrn Christians II. Vogt Clement zu Aalborg. Wollt' mit Euch wegen gehabter Fehde und hochnötigen kriegerischen Sukkurs sprechen. Es ist gar an der Zeit."

Peter Swyn zieht einen der Stühle vom Eichentisch. „Nehmet Platz, Herr, wollen in Ruhe ratschlagen." Der Wirt bringt zwei schwere Krüge mit Braunschweiger Mumme, dick eingebrautem Bier, für das Herr Peter Swyn ein blankes Silberstück auf den Tisch legt, zieht sich dann zurück und läßt die beiden Männer in der Schankstube allein. Peter Swyns Sohn geht still zur Tür hinaus.

Ritter Markvorsen hebt den Krug. „Auf alle redlichen Männer im Lande Dithmarschen!" Peter Swyn setzt gleichfalls seinen Krug an. „Ich dank' dem Herrn und auf Euer Wohlsein!"

Dann schweigt er wieder, sieht mit hellen blauen Augen zum Fenster hinaus auf die Dorfstraße.

Ritter Markvorsen setzt an: „Ihr wißt, Herr, wie es in Jütland steht ..."

„Hab' es mir sagen lassen und bin mit Nachricht gut bedient. Kann nicht klagen!"

Der Ritter versucht, ihm von einer andern Seite beizukommen: „Hab' gehört, daß Friede zwischen Lübeck und dem Holsteiner Herzog werden soll. Würd' gerne hören, was es damit auf sich hat."

Peter Swyn sieht ihn ruhig an. „Dachte, der Herr hätt'

schon genauere Nachricht. Zu Stockelsdorf wird um den Frieden verhandelt. Lübeck schließt ab ...“

„Und Ihr, Herr? Und das Land Dithmarschen? Und die achtundvierzig Regimentsherren?“

„Wir schließen auch ab. Wir haben den Lübeckern Geld genug gegeben für den Krieg, auch Mannschaften und Vorrat. Hat aber alles nichts helfen mögen. Hamburg hat den Krieg von Anfang an nicht mitmachen wollen. Kann Herrn Jörgen Wullenweber den Vorwurf nicht ersparen, daß er in schwerer Rüstung in ein reißend Wasser gesprungen. Nun steht es gar bös um ihn. Die Lübecker wollen ihn absetzen, die Herren vom Rat wollen Frieden schließen, das alt' Regiment in der Stadt will wiederkommen.“

Ritter Markvorsen starrt ihn entsetzt an. „Hör' ich recht? Und das Land Dithmarschen will auch Frieden schließen? Mit solchen Männern, mit Geschütz, mit Waffen aller Art? Spricht doch heut noch jedermann vom Siege von Hemmingstedt, da Dänemarks und Holsteins Ritterschaft im Schweinemoor gelegen. Wer kann gegen Dithmarschen?“

Herr Peter Swyn schüttelt den Kopf: „Ihr wisset selbst, wie es bei Hemmingstedt war. Die jungen Leute prahlen viel. Des Königs Heer kam über den Damm gerückt, die schwarze Garde voran, dann die städtischen Aufgebote, dann die Ritter und dann die Packwagen. Es war ein Tag, daß man keinen Hund hätt' vor die Tür jagen mögen. Regen und Schlackerschnee kamen vom Himmel. Die Reiter mit den schweren Pferden sackten bei jedem Schritt ein. Und wir hatten damals auch unser Bestes getan. Wir hatten die Schleusen bei Barsfleth und Ketelsbüttel aufgezogen. Der blanke Hans kam uns zu Hilfe, die Felder standen unter Wasser. Ja, so war das damals. Unser Geschütz faßte das große Heer von vorn. Sie konnten nicht links und nicht rechts vom Weg heraus. Sie standen in Klumpen geballt im Regen und konnten ihr Geschütz nicht brauchen. Und dann

hat Wulf Isebrandt angegriffen. Und dann haben wir sie Reihe für Reihe totgeschlagen, erst die schwarze Garde, dann die Städter, dann die ritterlichen Herren. Nach hinten konnten sie nicht weg wegen ihrer Troßwagen, und an der Seite kamen sie ins Wasser und mußten versaufen. Seht, Herr, das war Hemmingstedt; damals hat der Herrgott sichtlich mit uns gestritten, und Sturm und Regen und Schlick und Klei und die See sind unsere Verbündeten gewesen. Seitdem haben wir Ruh gehabt. Das gibt aber auch Gott dem Lande Dithmarschen nicht in jedem Krieg, daß es so kommt wie bei Hemmingstedt."

„Ja, und hätte doch alles nichts geholfen ohne der Dithmarscher mannliche Tapferkeit!" wendet Markvorsen ein.

„Ist sicher, Herr, ist gewiß, vielliebe Herr. Ist auch heute noch nicht ausgestorben im Dithmarscher Land und soll und wird nicht aussterben, sind aber doch andere Zeiten gekommen. Ist viel Streit und Zank hier im Lande, mehr, als dem Lande gut ist. Als ich Kind war, ging noch jedermann in Waffen zu seiner Döffte und nach Heide, wenn das Land rief. Ist heute alles abgekommen. Den alten Geschlechtereid wollen sie auch abschaffen, daß das Geschlecht für den Mann schwören muß. Sind viel andere Zeiten gekommen im Land."

„Aber sehet, Herr Peter Swyn, wie der Weltenlauf ist. Ihr wisset und habet vernommen, denn Ihr seid auch auf einer lateinischen Schule gewesen, daß zu des Taciti Zeiten allewege nur freie Männer in den Landen gewesen sind. Dann ist der Herren Macht gekommen, sind Lehnsmänner darüber gesetzt, sind überall, wohin Ihr reiset, die freien Bauern zehntpflichtig und zinshörig geworden. Das geht noch immer weiter. Gedenket, daß die Wurster noch in unserer Jugendzeit eine freie Gemeinde gewesen. Dann hat sie der Erzbischof von Bremen sich pflichtig gemacht. Das waren Dithmarschens geschworene Freunde, Bundesgenos-

sen und Verwandte. Haben heut lange den Hut zu ziehen gelernt vor dem Bremer Stuhl!"

„Der Bremer Stuhl hat hier im Lande Dithmarschen keine Rechte, seitdem wir Lutheri Lehre angenommen. Hat vor Kaiser und Reich geklagt, aber ist ihm nicht wohl ausgegangen. Das Beispiel trifft nicht, lieber Herr!"

Ritter Markvorsen schüttelt den Kopf. „Es trifft doch, Herr Peter Swyn, es trifft nur allzugut. Das Land Dithmarschen ist heute das letzte Land, wo der Bauer das Regiment selber hat. Ist noch so frei wie zu Taciti Zeiten. Glaubt der Herr, daß es so frei bleiben wird, wenn der Holsteiner Herzog die Königskrone von Dänemark trägt, wenn, was Gott gnädig abwenden wolle, auch Jütland erliegt? Wir haben eine gemeinsame Sach'! Denket daran, Herr! Fällt der eine, so muß der andere nach."

Peter Swyn sieht ihn lange an. „Wollet mir nicht verübeln, daß ich ein offen Wort spreche. Wir haben eine gemeinsame Sach'. Gewiß, aber wir sollten auch eine gemeinsame Weisheit haben. Ihr seid hergekommen, das Land Dithmarschen zu bereden, Euch zu Hilfe zu rücken mit des Landes Macht. Und ich bin gekommen, Euch eine ehrliche Antwort zu geben: Sehet, Herr, es geht nicht. Wer kann und darf die Freiheit leichtfertig aus großem Mutwillen aufs Spiel setzen? Heute ist der Herzog froh, daß er mit uns Frieden bekommt. Muß zu Eid und Treue beschwören, daß er den Frieden halten wird."

„Und wenn er ihn nicht hält?"

„Ich kenne Herrn Christian. Er ist ein weicher Herr, ist nicht der Stärkste, aber er ist ein gar ehrenhafter Herr. Von seinem Schwur läßt er sich nicht abbringen. Wer's nicht glaubt, kennt ihn nicht."

„Und Ihr wollt uns preisgeben? Herr Peter Swyn."

„Ich muß. Ich bin nicht Feldhauptmann einer Bauernschaft von aller Welt, sondern bin des Landes Dithmarschen

eingesetzter Regimentsherr mit siebenundvierzig andern Brüdern. Weiß wohl, mein Wort gilt viel im Land, werd's aber nie zu des Landes Schaden brauchen. Und es wär' des Landes großer Schaden, wenn wir den Frieden nicht nähmen, den man uns geben will. Könnten leicht später das Nachsehen haben."

„Und das Erbteil von Hemmingstedt? Und der Dithmarscher alter Schlachtenruhm?"

„Der bleibet bestehen, Ritter Markvorsen! Der wird aber auch nicht aufs Spiel gesetzt und vertan! Das Fähnlein ist leicht an die Stange geheftet, aber schwer mit Ehren wieder heruntergenommen. Ein magerer Vergleich ist immer besser als ein langer Streit. Kann vor dem Lande nicht Rede und Antwort stehen, wenn ich von einem guten Frieden wollt abraten. Sind auch Frauen und Kinder im Lande. Dithmarscher Bauern sind keine Landsknechte, die ihr Leben um einen Silberling in die Schanze schlagen. Sind Bauern, Herr, wollen Frieden und Recht im Land. Ist keine Stimmung für den Krieg hier!"

Ritter Markvorsen steht auf. „Und wisset Ihr, daß der Johann Rantzau geschworen hat, er wolle seinen Vater, der bei Hemmingstedt geblieben, an den Dithmarschern rächen, wie Hannibal seinen Vater Hamilkar an den Römern gerächt?"

„Dann soll er nur kommen! Ihr wisset selber, wie es dem Hannibal mit den Römern ergangen, und möget im Livio wohl nachlesen, welch jämmerlich End' er genommen!"

„Wollt' Gott, Ihr irret Euch nicht für das Land Dithmarschen! Bin als Bittsteller gekommen und gehe als Warner: Hier, wo ich heute stehe, wird der Rantzau einst stehen und das Land Dithmarschen unter seinen Füßen haben. Lasset ihr jetzt uns allein im Streit — ihr werdet die nächsten sein!"

Peter Swyn steht auf, reicht ihm die Hand: „Will Eure letzten Worte nicht gehört haben. Ist des Landes nicht der

Brauch, daß ein Gast Verderben ankündet und beruft. Verstehet mich wohl, ich kann und will nicht des Landes Freiheiten auf ein Spiel setzen, das so schecht steht, wie es heute ist. Der Rantzau hat alle Karten in der Hand und spielt aus. Bin froh, daß wir noch zur rechten Zeit von dem bösen Tisch wegkommen. Ihr müsset einsehen, daß Ehre und Verstand uns gebieten, also zu handeln."

Ritter Markvorsen reicht ihm die Hand und geht hinaus. Peter Swyn sieht ihm lange nach, bis sich die Holztür schließt, beobachtet, wie er draußen auf das Pferd steigt und die zwei Wehrmänner, die ihn ins Dorf geleitet, ihn wieder hinausführen.

Peter Swyn beißt sich auf die Lippen und ballt die schweren Fäuste: „Gott schütze den redlichen Mann — aber Gott schütze noch mehr unser Dithmarscher Land, um das wir nicht mutwillig würfeln wollen."

Abmarsch nach Norden

Es ist einsam geworden um Schiffer Clement. Oluf Klinte liegt in Aalborg, und Karin wacht am Bette des Verwundeten, der sich erst langsam aus schwerem Fieber erholt. Die deutschen Landsknechte unter Johann Wilke sind abgezogen; Lübeck hat zu Stockelsdorf Frieden gemacht, und des Grafen Rantzau Heer rückt heran. Schiffer Thomas zieht quer durch das Land mit einem wilden, haltlosen Haufen, plündert und raubt und gehorcht keinem Befehl mehr.

Und schon wendet sich das Blatt. Das feste Randers ist nicht einzunehmen; der Schiffer will auch keinen neuen Sturm versuchen. In Viborg ist er noch unter Trommelschlag eingezogen — aber es ist kein Geschütz in der Stadt, und die Bürgerschaft ist lau. Vergeblich läßt er sie auf dem Markt zusammenrufen und liest einen Aufruf für König Christian II.

vor. Es möchte niemand mehr seine Haut wagen um des gefangenen Königs willen. Während der Dezemberwind dem Schiffer die Worte vom Munde wegreißt, stehen die Bürger unentschlossen, gleichgültig, mißtrauisch in kleinen Gruppen. Das Gerücht von Rantzaus Heer ist bereits den anmarschierenden Haufen vorangeflogen, und warum soll die kleine Stadt sich in eine bedrängte Lage hineintreiben lassen? Man hat Schiffer Hermann die Tore geöffnet, um einen Sturm zu vermeiden, aber mittun will man nicht.

Schiffer Clement ringt eine ganze Nacht mit seinen Gedanken. Er geht auf und ab, während die Stallaternen flackernden Schein und lange Schatten auf das getäfelte Zimmer im Rathaus werfen.

Der Estrich dröhnt unter den schweren Schritten des breitbeinigen alten Seemannes. Der Schiffer hat die Hände auf den Rücken gelegt und geht auf und ab, immer auf und ab, während ein Holzwurm im Eichengetäfel pickt und knackt, knackt und pickt.

Das ist der Totenwurm, denkt der Schiffer. Was sollen wir tun? Wäre ich wieder auf See — aber dies ist ja die Stunde, auf die wir gewartet haben. Was soll ich noch draußen auf den Wellen, wenn dies zusammenbricht? Also — in seinem schweren Kopf mühen sich die Gedanken, eine Ordnung zu finden — also, rücke ich vor, greife den Rantzau im offenen Felde an? Das geht nicht, das kann nicht gehen. Keine Reiter, keine Geschütze, keine Landsknechte — nur die Pikenträger und die Männer mit den Handrohren. Das ist sinnlos. Das Netz zieht sich zusammen. — Der Schiffer geht wieder schweratmend auf und nieder. — Sie wollen uns im Lande ja gar nicht, wir sind ja zu spät geboren oder zu früh gekommen. Hätten wir das alte Recht nur schlafen lassen! Wenn wir jetzt unterliegen, dann müssen wir es einsargen für lange Zeit. Aber gab es eine bessere Stunde? War nicht Zeit und Ort da?

Einen Augenblick überkommt ihn der Gedanke: Mögen sie doch ihren Frieden machen, wie sie wollen! Dann gehen wir wieder auf See, fahren nach Ostfriesland, verbergen uns in Watt und Inseln, kämpfen, solange die Faust noch ein Enterbeil halten kann, und gehen in Ehren zugrunde, wie Klaus Kniephoff!

Aber der Schiffer scheucht den Gedanken weg: Was du angefangen hast, Clement, mußt du zu einem Ende führen. Ist vielleicht jetzt die Stund', da deine Kraft auf die Probe gestellt werden soll.

Draußen graut langsam der Morgen, der Schiffer streckt sich auf die Bank und schläft einen schweren, kurzen Schlaf. Als er noch halbwach ist, trommelt es gegen die Tür. Groß, lang, blondbärtig, mit festem Schritt tritt Oluf Duus herein. „Clement, wach auf! Es geht alles gut. Wir haben gestern früh des Bischofs zu Ripen Schloß Lönborg im Sturm genommen. Die Besatzung ist gelaufen wie die gewappneten Hasen. Meine Thyländer und Mörsinger haben's bei hellem Tageslicht geschafft, aus dem Stift Ripen haben sich uns einige hundert Männer angeschlossen, das Schloß ist abgebrannt. Der Bischof ist auf der Flucht. Wollt' es dir bloß sagen, und du sollst uns nachkommen, sollst mithelfen. Wir brechen nach Schleswig über die Grenze, wir tragen dem Herzog den Krieg ins eigene Land — und dann wollen wir sehen, ob die Dithmarscher nicht mitgehen, wenn der Kampf an ihren Grenzen tobt."

Der Schiffer stößt die Fensterläden auf. Kalte Luft dringt in den Raum. „Die Dithmarscher bleiben zu Hause. Herr Peter Swyn ist ein gar vorsichtiger Mann. Und ich rücke heim auf Aalborg. Kann nicht mit den lauen Pantoffelmachern hier Krieg führen."

„Und wir?"

„Ihr rückt herbei, so rasch ihr könnt! Wir ziehen alle Waffenfähigen in Aalborg zusammen und leisten dort

hinter Wall und Graben dem Heer des Rantzau Widerpart."

Oluf Duus sieht den Schiffer entgeistert an. „Und unsere Höfe? Und Thyland? Was sollen die Frauen und Kinder machen an der Westküste, wenn wir in Aalborg sitzen, den Daumen drehen und die Reiter kommen uns über die Dörfer? Das ist unmöglich, Schiffer!"

„Also geht jeder in seinen Katen und jeder wird allein totgeschlagen?" Schiffer Clement lacht grimmig. „Das ist euer altes Lied, das ihr jetzt singt und pfeift, seitdem die Blutfahne im Lande aufgeworfen ist. Euer Dorf, eure Landschaft, euer Schweinekoben — weiter seht ihr nicht. Ihr alle nicht! Es bleibt dabei — wir rücken heim auf Aalborg, stellen uns hinter Wall und Graben zum Kampf."

Oluf Duus zuckt die Achseln. „Dafür bekomme ich meine Leute nicht, Schiffer! Wenn du uns im Stich läßt und abziehst nach Norden, ziehen wir auch heim und schließen einen Frieden, so gut wir ihn kriegen können."

„Oder, so böse ihr ihn kriegen werdet! Mann, denk nach! Zusammen sind wir noch eine Macht — allein sind wir verloren, wird jeder einzeln geschlagen."

Oluf Duus schüttelt den Kopf und wendet sich zur Tür: „Du weißt nicht, was du sagst, Schiffer! Wir sind Bauern — wir überstehen auch wohl eine harte Zeit, auch wohl einmal Unfreiheit — wenn der Hof nur bleibt und wir auf dem Hof. Was hilft es uns, wenn wir in Aalborg stecken und der Hof verbrennt und wird verwüstet? Ich ziehe heim!"

Der Schiffer will ihm nachgehen — da ist der hochgewachsene Mann bereits zur Tür hinaus.

Schwer zieht der Heerwurm von Viborg wieder nach Norden. Es sind weniger geworden, die in seinen Reihen mitrücken. Manch einer hat sich still gedrückt, schon in der Stadt und auf dem Wege; manch einer muß heim, weil die

Frau ein Kind erwartet oder die Kuh gekalbt hat — der wird nicht wiederkehren. Aber es sind immer noch über sechstausend wehrhafte Männer, und sie sind gehärtet in den Kämpfen und Schlachten, sie tragen den Sieg von Svenstrup in ihren Herzen, und als sie im hellen Wintermorgen abrücken, da fliegen noch vertrauende, hoffnungsvolle Zurufe auf: „Der Alte weiß wohl, was er will! Wir locken sie bloß in die Falle! Morgen geht es über das Schlachtfeld von Lere — das kennt der Alte ja!" Und schließlich brandet sogar beim Trommelschlag und Pfeifenspiel das Seeräuberlied wieder auf:

„Der Schiffer Clement von Holland kam ..."

Der Schiffer selber reitet auf seinem schweren Pferd unerschüttert in der Mitte. Sein rotbackiges, von grauer Fräse umrahmtes Seemannsgesicht verrät mit keiner Spur, welche Stimmung ihn bewegt.

Weiter, weiter! Durch mahlenden Sand, im kalten Dezemberwind rückt der Zug voran, Richtung nach Norden. Die kahlen Bäume biegen sich im Wind, graue Wolkenfetzen treiben über den Himmel. Die Lieder vom Vormittag sind stumm geworden. Da ist ein merkwürdiger Mann, der sich in Viborg zu dem Heer gesellt hat und im Glied des Aufgebotes aus Vendsyssel mitzieht. Die feinen Glieder scheint der Brustpanzer zu drücken, die Hände sind zu weiß für einen Bauern und Handwerker. Soll ein Geistlicher sein, der seinem Stift entlaufen.

Er ist bis jetzt schweigend und wortkarg mitgegangen, aber die stille und gedrückte Stimmung der Männer scheint nicht ohne Wirkung auf ihn. Auf einmal legt er einem jungen, flachsblonden Burschen, der neben ihm geht, die Hand auf die Schulter.

„Hast du schon gebeichtet, Peder?"

Der Junge sieht ihn an. „Beichten? Warum?"

„Ist gut, eine Beichte zu tun, wenn man dahin geht, wohin wir gehen.“

Der Junge schweigt.

„Kannst du ein geistlich Lied singen? Ist ein starker Trost in betrübten Tagen.“ Die andern horchen auf. Der Fremde beginnt mit tiefer Stimme, schwer und eindringlich das alte Pilgerlied anzustimmen:

„Wer sein Elend bauen will,
Der heb' sich auf und sei mein Gesell
Auf Sankt Jakobs Straßen.
Zwei Paar Schuh, die darf er han,
Eine Schüssel bei der Flaschen ...“

Das alte, feierliche Pilgerlied ergreift mit merkwürdiger Stimmung diese Menschen von den einsamen Höfen mit den großen, weitsichtigen blauen Augen. Und da singt der Fremde weiter:

„Sieh, Bruder, du sollst nicht stillestehn,
Vierzig Meilen hast du zu gehn
Wohl zu Sankt Jakobs Münster ...“

Zwei oder drei Stimmen fallen ein in das Lied, das die Schuldbeladenen sangen, denen die große Wallfahrt zu Sankt Jakob in Campostella fern in Spanien auferlegt war, das Lied der Wanderer mit dem Muschelhut, die ihre Sünden büßen.

„Vierzehn Meilen gehn fürbaß
Zu einem Stern, heißt Finster ...“

Jetzt ist es die ganze Rotte, die einstimmt, und wie aus versunkener Erinnerung, als die Pilgerzüge noch im Herbst durch das Land kamen, klingt das halbvergessene, wehmütige Pilgerlied auf, wandert mit dem Heer, Schritt für Schritt, wie einlullendes Wiegenlied der Mutter, umspinnt müde die Seelen und führt sie fort von Kampf und Streit.

„Den finstern Stern wollen wir lassen stehn
Und wollen zum Heiland gehn,
Groß' Wunderzeichen anschaun.
So rufen wir Gott und Sankt Jakob an,
Und Unsere Lieben Fraun!"

Sie gehen wie in einer Prozession — und das Pilgerlied legt sich wie eine Wolke über den Heereszug, nimmt Kraft und Kampfesmut, wiegt die Seelen ein in Schuldgefühl und tiefe Sehnsucht nach Frieden und Sühne.

„Bei Sankt Jakob vergibt man Pein und Schuld,
Der liebe Gott sei uns allen hold
In seinem höchsten Throne,
Der Sankt Jakob dienen tut,
Der liebe Gott soll ihn lohnen."

Am Abend stehen wieder einige Mann weniger in Reih und Glied, und der Schiffer sucht vergebens nach dem Fremden, der das Pilgerlied im Heereszug angestimmt hat. Niemand kann Magister Hieronymi finden. Er ist verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt oder der Heidewind weggenommen.

Der Königsgedanke

Das Fell der Pferde ist blank und glatt, sie schnauben und wiehern hell im frischen winterlichen Morgenwind. Die holperige Straße ist gefroren, links und rechts stehen die Bäume kahl im Frührot der hellen Sonne.

Und Graf Johann Rantzau läßt marschieren!

Vorweg ziehen die Reitergeschwader, Pferd neben Pferd, Mann neben Mann. Da ist kein Panzer, der nicht blankgeputzt und gut ausgehämmert wäre von den Beulen der letzten Kämpfe. Im Sattelschuh stecken die langen Lanzen,

die Sturzhelme hängen auf dem Rücken und sind durch Ledermützen zum Reiten ersetzt worden. Da ist keiner unter den Reitern, der nicht stark und frisch aussähe, mag auch der Frost die Bärte in den rotbackigen Gesichtern mit kleinen Eisfäden durchzogen haben.

Und hinterher kommen die Feldgeschütze, die schweren Kartaunen, die Feldschlangen, die schweren Kugelbüchsen auf Rädern, vier bis acht Pferde, dicke, derbe, stramme holsteinische Pferde vor jedem Geschütz, neben dem die Geschützmeister in ihrer bunten Tracht, das eine Hosenbein rot, das andere weiß, mit dem Federhut auf dem Kopfe, einherschreiten. Und dann kommt das Fußvolk, vier Mann im Glied, die langen Speere geschultert. Der Fähnrich, jedesmal ein riesiger Kerl, begleitet von zwei Bidenhandträgern, die das mit zwei Händen zu regierende, wellenförmig gebogene Schwert tragen, schreitet dem Fähnlein voran. Dumpf rollen die Trommeln, die Pfeifen quieken herein. Rantzau marschiert auf der alten Straße von Preetz nach Plön. Am Abend wird das Heer mit Wagen und Roß, mit Reiter und Mann in Kiel sein — und dann geht es nordwärts, denn der Feldhauptmann hat keine Zeit. Es sind über zehntausend Mann, beste Auslese des Kriegertums, was hier zieht, ein Heer, so blank und schön und waffenkräftig, wie es nur aus dem kampfgewohnten Holstein aufzubringen ist.

Voran tragen sie des Herzogs Fahne und den Danebrog als Zeichen, daß Herr Christian des dänischen Reiches König geworden ist. Aber in den Fähnlein steht das Rantzausche Wappen, denn der Rantzau bezahlt, und der Rantzau führt!

Und sie singen ein plattdeutsches Landsknechtslied, ein Lied von der „schönen jungen Krämersfrau, die den Mönch bei Abend einließ". Das braust fröhlich über die marschierenden Fähnlein:

„Tom Sunde dar waende ein koepman rik,
De hadde ein Fröuwlin, was süverlik,

Und se wart em untrüwe,
Se helt sick wacker und süverlik,
Se held it lange unde heimlik,
Eenen mönnick hadde se uterkoren."

Und derbes Gelächter braust auf, wie der Krämer zu Hause den Mönch erwischt und wie es dem Mönch so schlecht gegangen:

„Stralsund, dat is eene werde stat,
Dar bereitet dem mönnick dat küvenbat,
Dar nedden an dem strande;
Em was geklouwet sin rügge so rot
Unde dat he to der dören utkroep,
De kappe let he to pande."

Es ist ein fröhlicher Heerzug, und sie haben allen Grund dazu! Lübeck hat klein beigegeben, und bis Eutin haben Herr Johann Stolterfoth, Ratsherr und Kämmereiherr der Stadt, Herr Gotthard von Hoeveln, Herr Goswin Bütepage und der regierende neue Bürgermeister, der alte, den einst Wullenweber gestürzt hatte, Herr Nikolaus Broemse, dem Heer das Geleit gegeben. Lübeck ist kein Feind mehr, seitdem der alte Rat wieder in Macht und Amt ist. Man hat die Hände frei und man wird sich rühren, um nun ein Ende zu machen mit den Wirren im Dänischen Reich, um nun Herrn Christian auf den Thron zu heben. Und Graf Johann Rantzau wird des Reiches oberster Feldherr werden, und was wird er nicht noch werden, wenn die Sterne günstig stehen!

Sein Apfelschimmel ist beste Zucht des Landes, Panzer und Helm hat er angelegt, und schlank und rank, strahlend in Jugend und Kraft, reitet der Feldhauptmann an der Spitze der Geschwader. Erst hinter ihm folgen die Reiterführer des Heeres; Graf Johann Rantzau liebt es nicht, wenn ihm andere in seinen Befehl hineinreden. Wen er sprechen will, den wird er rufen lassen; im übrigen hat e r das Geld und e r

den Kopf und e r den Herrenwillen im Heere Christians III. Der sitzt noch zu Gottorp in seinem Schloß und rechnet; ist ein grundgütiger Herr, aber für Kriegs- und Heerlager nicht der rechte Mann. Der rechte Mann ist Rantzau, und das weiß er auch. Ist kein Mädel am Wege, das dem großen, schlanken, schönen Mann nicht runde blanke Augen macht, wenn er vorüberreitet; er hat sein Wohlgefallen daran und grüßt freundlich vom Sattel, wenn es sich lohnt. Neben ihm reitet nur sein Jugendgespiele aus der Kinderzeit, der Sohn von des Vaters Vogt und Enkel von des Großvaters Vogt, der stämmige blonde Detlev Butenschön. Das ist Rantzaus Vertrauter, der manchen Ritt für ihn gemacht und manchmal tiefer hineingeschaut hat in des Herren Pläne als alle, mit denen der große Graf in Rat und Feldlager die Nächte hindurch verhandelt. Er reitet auch heute an seiner Seite, wie der Vater an des Vaters Seite ritt, als Herrn Johanns Vater zu Hemmingstedt auf dem Felde blieb. Solange die Rantzaus in Holstein sitzen, sind die Butenschöns mit ihnen geritten in Krieg und Fehde.

Sie sind schon zwei Stunden schweigsam nebeneinander geritten, sind viel zu niederdeutsch dazu, etwa eine zwecklose Unterhaltung zu führen.

Endlich zeigt Detlev auf einen Schwarm Krähen. „Die Krähen fliegen all nach Norden, Herr!“ Graf Johann Rantzau schweigt.

„Herr, gehen wir erst auf die Inseln oder erst nach Jütland?“ Rantzau sieht ihn verdutzt an, denn er liebt solche plötzlichen Fragen nicht. „Eines nach dem andern, sagte der Fuchs, als er die Hühner abholte! Wir gehen nach Jütland. Wird nicht lange dauern, und dann bekommst du auch Kopenhagen zu sehen.“

Detlev Butenschön lacht über sein breites, gesundes Gesicht mit den schneeweißen blanken Zähnen: „Und wohin geht's dann?“

„Wohin der Wind weht, wohin die Krähen ziehen, auf der Straße über den Nobiskrug bis ans Ende der Welt — und dann geht's heim!"

„Ich wollt' den Herrn einmal etwas fragen ..."

„Wenn's nicht um das Schustermädel in Preetz ist, soll's gestattet sein!"

„Sie erzählen im Lager mancherlei."

„Meistens Dröhn und Snack", brummte Rantzau.

„Sie sagen, daß der Herr Herzog — der Herr König", verbessert sich Detlev rasch — „dem Herrn gar nicht wohl will. Daß er nur Geld zusammenschrapt und nachher dem Herrn die Feldzugskosten bezahlen will, soll aber dann das Regiment in eigene Hände nehmen wollen."

Rantzau schweigt. Er schweigt eine lange Zeit, und es geht wie eine dunkle Wolke über sein Gesicht. „Paß acht, was du davon hörst! Hör, Dedel, mit dir kann ich sprechen wie mit den andern nicht, die mir alle irgendwo in ihres Herzens Kämmerlein Macht und Einfluß neiden. Es geht ja nicht nur um die Krone von Dänemark. Geht auch nicht um die Rache an den Dithmarschern allein. Das sagen die Leute nur so. Ist viel Wirrsal in der Welt heute, sitzt kein Fürst fest auf seinem Thron. Geht ein neues Lied im Land, und das rauscht aus den Landsknechtstrommeln. Ist eine neue Welt geworden — aber die alten Geschlechter sind geblieben. Haben alle so oft gespottet über mich, wie ich der Landsknechte Handwerk gelernt. Stehe heute meinen Mann nicht nur im ritterlichen Geschwader, sondern, wenn's not tut, wie ein Doppelsöldner mit dem Bidenhander im verlorenen Haufen. Mars regiert die Stunde! Wer heut ein gutes Heer hinter sich hat und kann's ernähren und kann's bezahlen, und ist selber aller Landsknechte erster — der kann sich ein Reich aufbauen, so weit wie die Sonne scheint. Ist alles rings um Ost- und Westsee in Aufruhr und Wirrnis. Und wer ist der heimliche König? Wem Mars und Bellona

wohl wollen. Ist eine neue Zeit, wo die Kronen auf der Straße liegen für den, der zugreift.“

Detlev Butenschön sieht ihm aufmerksam ins Gesicht.

Graf Johann Rantzau lehnt sich zurück im Sattel und über seine Züge unter dem hellen Schnurrbart fliegt ein stolzer Schein. „Die Trommeln gehen in ganz Niederdeutschland, und sie gehen heute für mich. Lübeck haben wir gewonnen, Dithmarschen werden wir bekommen, Dänemark wird uns nicht entrinnen — die ganze Ostsee wollen wir gewinnen. Merk dir den Vers! Im Heerlager werden heute die Reiche geboren, der Kriegsmann ist der erste Mann. Nichts gegen Herzog Christian, gegen König Christian — aber, den Königsgedanken hat nicht er! Der Königsgedanke über Belt und Meer ist mein. Hier, wo die Brücke von Ostsee und Westsee steht, hier schaffen wir das neue Reich. Herr Christian mag es regieren, aber der Rantzau wird es führen!“

Aus dem Reiterhaufen weht herüber ein neues Lied. Singen macht warm im kalten Wind, und die Pferde gehen besser, wenn das Lied mitzieht.

Detlev denkt nach, richtet sich im Sattel hoch. „Seht, Herr, sind so sehr verschiedene Völker, der Däne, der Deutsche, der Nordmann, der Schwede — wer wollt' die all' unter eine Fahne und unter einen Hut bringen?“

„Pst, sprich nicht so laut davon!“

„Hätte es auch nicht gesagt, Herr ...“

„Sollst es auch nicht sagen. Was wir im Herzen tragen, ist nur Kraft, wenn wir davon schweigen. Sieh, wie verschieden auch die Männer sind, die jetzt im Heer mitziehen! Sind Holsteiner und Pommern, sind Bremer und Leute aus dem Lande Calenberg, ist mancher Däne und Nordmann dazwischen. Was eint sie alle? Das Rantzausche Geld? Geld ist ein Dreck! Die Trommel eint sie, die Fahne eint sie, das Abenteuer und daß sie wissen in ihrem Herzen: hier wird

ein neues Reich geboren im Kriegslager. Darum ziehen sie mit, weil sie an die Bellona glauben, an das Kriegsglück und des Rantzau Genium und Kopf. Mit meinem Geld kann ich nichts kaufen; daß ich einer der Ihren bin, und noch mehr, daß sie den Königsgedanken spüren — darum ziehen sie mit! Steht auch in den Sternen, daß mir Mars günstig mein Leben lang. Man sollt' nicht spotten über der alten Sterndeuter Kunst und Wissenschaft. Mars günstig angestrahlt von Sonne und Jupiter, und die liebe Sonne an der Spitze des ersten Hauses — da kann's wohl nicht fehlen. So und nun reitet zurück und sag dem Ahlefeld, ich ließe in einer Stund' Rast machen und dann keine mehr vor Kiel! Sie sollen ihren Speck rasch fressen."

Dedel Butenschön wirft sein Pferd herum und galoppiert mit dem Befehl rückwärts. Die Trommeln rollen und pummern, die Pfeifen tirilieren hinein, und der helle Sonnenschein blitzt und lacht in Panzer und Waffe. Fast zwei Meilen lang ist der Heereszug, der sich nach Norden wälzt.

Graf Johann Rantzau reitet schweigend und atmet die harsche Luft in die breite Brust, zieht die kalte Luft durch die Zähne und läßt den rotblonden Schnurrbart im Winde wehen. Die dunkelblauen Augen leuchten.

Auf der Straße rasseln die Geschwader hinterher.

Der Horst des „alten Aar"

Es ist der gleiche helle Wintertag, an dem der Schiffer Clement Musterung hält zu Aalborg vor der Stadt. Anders sieht das Heer aus, als damals, wie sie die Schlacht von Svenstrup schlugen und Herr Holger Rosenkrans im herbstlichen Moor sich unter welkende Blumen betten mußte. Es fehlen die bunten Wämser der Lübschen Kriegsknechte. Herr Johann Wilke ist heimgezogen zum Grafen Hoyer nach Ko-

penhagen und vielleicht schon in die Vaterstadt heimgekehrt. Sind auch weniger geworden, die hier in Waffen zusammenstehen, aber diese hochgewachsenen Männer mit den schmalen Köpfen und den hellen Augen, mit den weißblonden, kurzen Bärten sind aus Bauern Kriegsleute geworden. Die hier stehen, wissen, worum es geht. Sie tragen das alte Recht der freien Bauernscharten in ihrem Herzen. Panzer und Sturmhaube haben den grauen Kittel und die Ottermütze ersetzt. Noch trägt zwar jedermann den langen Vendelbospieß, mit dem sie bei Svenstrup siegten, aber der Schiffer kann doch schon Handrohre und Armbrüste in reicher Zahl mustern. Auf den Wällen von Aalborg stehen einige kleine Geschütze, und vor den Haufen im eroberten Habit der Landsknechte stehen Männer mit dem riesigen Zweihänder, dem Bidenhänder.

Der Schiffer selber hat um sich den Rest seiner Getreuen von der See. Da ist mancher dazwischen ausgefallen. Schiffer Thomas ist nicht mehr dabei, den Bauern auf einem Raub- und Plünderungszug erschlagen haben. Clement vermißt den haltlosen Mann nicht. Oluf Klinte ist da, aber hohläugig und fahl, noch krankend von der Wunde, die er vor Randers bekam. Im Lederwams des Seemannes, das breite Enterbeil in der Faust, ist der kleine, böse Jens Hvas wieder bei dem Schiffer. Schiffer Hermann führt die treubewahrte, vielgehaßte Seeräuberfahne, die schwarze Fahne, die einst Sören Norby als König Christians II. Vogt und Kämpe gehißt. Ritter Markvorsen ist heimgekehrt von seinem fruchtlosen Gesandtenritt und geht neben dem Schiffer. Selbst der uralte Bauernvogt von Nästved, Hüter der Überlieferung, schreitet gewappnet, krumm und gebückt mit seinen hohen Jahren, wie ein waffentragender Gnom, neben Schiffer Clement einher. Karin Markvorsen, Oluf Klintes Frau, sieht vom Wärterhaus des Brückenturms herab auf das Heer des Schiffers. Es weht ein herber, frischer Wind. Mit kurzem

Zuruf haben die Männer Herrn Christians II. Vogt zu Jütland, den „beusen Kapitän", den Schiffer Clement, begrüßt.

Der schwere, wuchtige Mann spricht ungern, aber nachdem er zu Fuß — er liebt das Reiten nicht, mit seinem riesigen, wuchtigen Körper — an dem Heerhaufen vorbeigegangen, fühlt er, daß er doch irgend etwas jetzt sagen, den Männern Mut einsprechen muß zu dem, was kommen wird. So stellt er sich in die Mitte, mit dem Rücken gegen den Wind, läßt die Heerhaufen einen Kreis um sich schließen und beginnt mit langsamer, schwerer, grober und etwas stockender Stimme: „Ihr freien Männer von Vendsyssel, Himmerland, Hanherräd, und ihr alle, die ihr zugezogen seid, besonders auch ihr Schiffsvolk ...!"

Dann macht er einen kurzen Halt und sammelt sich. „Also, das ist nun so: Wofür wir die Waffen genommen haben, ist euch allen zu Wissen. Das ist erst einmal für den rechtmäßigen König Christian, den Andern, dem ich auf Fahne und Schwert geschworen. Ihr wisset, wie ihm ungetreulich mitgespielt und er um Thron und Krone gebracht. Das ist nicht nötig zu sagen ..."

Wieder hält der Schiffer einen Augenblick inne, weil er mit dem Gedanken ringt. Er stützt sich auf sein langes, schweres Enterbeil und fährt fort: „Zum andern — das ist um das alte Recht! Solange die Sonne scheint und der Wind weht, hat dieses Land keine Unfreiheit geduldet. Das ist ein alter Kampf und ein alter Span. Wir hätten ihn nicht wiederbekommen, wäre es nicht von mal zu mal schlimmer geworden. Das begann vor vielen hundert Jahren — da legte der König dem freien Mann Kirchenzehnt auf. Da erschlug ihn der freie Mann in der Kirche zu Odense. Das ist schon lange her. Dann ist der Zehnt doch gekommen. Dann sind Lehnsmänner über den freien Mann gesetzt worden. Dann hat man dem freien Mann das Gericht verboten,

dann wurden ihm Steuern auferlegt. Dann ist das Recht" — des Schiffers Stimme hebt sich zu einem düsteren Grollen — „gebrochen und verschändet im Land! War früher Recht, daß der König auf seiner Reichsreise bei jedem freien Mann seine Pferde unterstellen konnt'. Das war ein gutes Recht und eine Ehre. Dann haben die Lehnsmänner das Recht genommen, und der Bauer hat ihnen die Herrenbeester durch den Winter durchfuttern müssen, sich selbst und dem Hof zum Schaden. War früher Recht, daß der freie Mann Spanndienste leistete für des Landes Wehr, des Landes Straßen und des Landes Burgen! Das war ein gutes Recht. War nötig und ist niemand dagegen gewesen. Was haben die Lehnsmänner daraus gemacht? Daß der freie Mann ihnen den Acker bestellen und Dienste auf ihren Höfen leisten soll. Das Ende davon wird sein, daß der freie Mann zum Herrenknecht wird.

Es war Recht in der alten Zeit, daß der Hof auf einen Sohn verstammt. Niemand konnt' dem Stamm und dem Blut den Hof nehmen. Auf dem Totenbett ist der Pfaff gekommen, den Hof hat er der Kirche schenken lassen ..." Brausender Zuruf fällt ein.

Der Schiffer reißt sich wieder zusammen, sucht nach dem Zusammenhang, seine Stimme dröhnt und grollt: „All' Klosterland ist dem freien Mann abgepreßt worden. Wer hat denn das Land zu eigen gehabt, ehe die Klöster und Stifter gebaut wurden? Der freie Mann hat es zu eigen gehabt. Dem freien Mann ist es abgedrungen und abgestohlen worden, durch Unrecht, durch Lüge, durch schändlichen Betrug!"

Der Zuruf aus den Haufen schwillt wieder an.

Der Schiffer steht riesig vor dem Heerhaufen, das windgerötete Gesicht ist fast blau angelaufen vor Erregung. Die tiefliegenden hellblauen Augen unter den buschigen grauen Augenbrauen blitzen, die Fäuste ballen sich. „Das gestohlene

Land nimmt der freie Mann heute wieder. Daran soll ihn niemand hindern! Das ist sein gutes Recht von den Ahnen her. Die Ketten, die man dem freien Mann angeschmiedet, die zerbricht er heute. Vom Recht weicht er nicht um Gunst oder um Furcht. Auf dem Recht müssen die Königreiche gegründet sein. Darum ist zu den Waffen gegriffen!"

Und dann reckt er das Enterbeil drohend nach oben. Wie ein Berserker der nordischen Sage steht der riesige, schwere Mann in dem Seemannswams vor dem Heerhaufen. „Es ist genug Unrecht im Land geschehen, es ist übergenug. Das Land ist vergiftet durch Unrecht, daß es den Unflat ausspeit. Und zum Unrecht ist die Untreue gekommen. Das Recht steht über den Kronen! Die Treue ist gebrochen, einmal, zweimal, hundertmal im Lande. Des Königs Lehnsmänner haben den rechtmäßigen König abgesetzt — wer soll ihnen dann noch Treue halten? Aber der freie Mann hält dem rechtmäßigen Herrn die Treue. Der freie Mann hält dem alten Recht die Treue. Und das wird siegen, soll siegen, muß siegen! Ihr Männer — der alte Adler, der alte Aar fliegt. Das alte Recht ist wieder auferstanden und ruft uns. Darum wollen wir gar getreulich streiten; Bauernsache ist Gottessache. Und darauf —" der Schiffer sucht nach einem Schluß und kann ihn, redeungewandt, wie er ist, nicht finden; der ganze Körper bebt, in den Augen steht Blut — „und darum, ihr Männer: schlagt tot! Steht zuhauf — und es lebe Herr Christian und der freie Mann und das alte Recht!"

Als der Schiffer in das Rathaus tritt und einen Becher dunklen Weins heruntergießt, weichen ihm die andern scheu aus. Sie kennen diese Stunden bei ihm, wenn durch die unbeweglich wuchtige Ruhe der Grimm durchbricht, wenn er mit schweren Schritten polternd auf und ab geht, das Haupt mit dem weißen Haarkranz wie ein Stier zum Angriff gesenkt, wenn die riesigen Fäuste sich ballen und der Schiffer nicht vorwärts und nicht seitwärts sieht in seinem

furchtbaren dumpfen Groll. So mögen die Männer ausgesehen haben, die die Hünengräber auf der Heide schichteten, so mag der riesige Wate in der Burg der Normannenkönige gehaust haben, so mag der rotbärtige Thor hineingeschlagen haben in die Haufen der Riesen.

Die Erregung zittert in dem schweren Mann; er ergreift einen Stuhl mit hoher Lehne — und krachend splittert er unter seinen riesigen Fäusten entzwei. Erst dann wird er ruhig, sieht sich um und knurrt aus gerötetem Gesicht: „Nichts weiter zu sagen! Wir halten Aalborg, und wer hinein will, dem gilt es sein Leben!" Draußen ziehen die Heerhaufen vorüber zu den Schanzen.

Langsam wagen sich aus Randers die ersten Reiterscharen wieder nordwärts. Es geht ihnen übel aus. Eine Abteilung von noch nicht hundert Mann wird von Jens Hvas übertrumpelt, als sie auf der alten Landstraße nach Aalborg vergnüglich herantrödelt, und muß eilig Fersengeld geben. Seitdem hält Herr Erik Banner seine Leute zusammen, er hat streng verboten, die Stadt Randers zu verlassen, und ist selber zum König und Herzog abgereist. Der alte Mogens Giö hätte ihn gerne begleitet, aber er liegt krank darnieder und kann den Tod des einen Sohnes und die Gefangenschaft des andern nicht verwinden. So hat er Magister Hennigsen mitgeschickt.

Hennigsen und Erik Banner — die beiden verstehen sich gut. Dieselbe Weltklugheit, dieselbe Vorsicht, und sie beide wissen wohl, welcher Preis ihrer wartet. Warum soll Herr Erik Banner seine Macht dransetzen? Mag doch der wilde Rantzau sich die Zähne an dem festen Aalborg ausbeißen! Er fährt lieber zum König, und Magister Hennigsen auch; da wird der wirkliche Siegespreis ausgehandelt, bar gegen bar: größere Rechte für Jütlands große Herren und bares Geld für den König, damit er einmal den unbequemen Feldherrn entlohnen kann. Da geht es um den großen Besitz

der alten Kirche. Es ist der eigentliche Siegespreis, und hier sind Magister Hennigsen und Herr Erik Banner noch nicht ganz einig. Die großen Herren möchten den Kloster- und Bischofsbesitz haben, und Magister Hennigsen denkt an die fetten Pfründen, die für ihn und seine Freunde abfallen aus den reichen Stiftern, daß sie Magistri Lutheri Lehre vom Recht der Obrigkeit so treu gepredigt haben. Beide wissen, daß sie hier nicht einig sind, und beide sind entschlossen, den König in einer stillen Stunde allein zum Gespräch zu bekommen und eine Urkunde herauszuholen, die schon vorher dem andern den fetten Bissen vor dem Mund wegziehen soll.

Aber das hindert sie nicht, als Weltleute ein Gespräch hin und her fliegen zu lassen. Sie sind die eigentlichen Krähen dieses Schlachtfeldes, und sie freuen sich auf die Schnabelweide, die ihnen blühen wird. Sie rechnen nicht ganz gleich, aber am Schluß und in der Summa kommt doch für jeden ein fetter Brocken heraus. So traben ihre Pferde fröhlich nach Süden. Keiner spricht seine Gedanken voll aus, aber jeder ahnt die des andern.

„Ihr hattet doch in Börglum eine schöne Hexe gefangen, Magister, die Euch der Schiffer wieder ausgespannt?" spottet Herr Erik Banner.

Magister Hennigsen sieht ihn wehleidig und listig an. „Der Gerechte des Herrn muß viel leiden, vieledler Herr! Die Kinder des Teufels haben Macht in dieser Welt; Ihr solltet den leidigen Satanas nicht so gering schätzen. Er vermag sogar ein edles Herz zu berücken und vom Pfade des Herrn Zebaoth dorthin zu führen, wo die Spötter sitzen."

Erik Banner ist langsamer im Denken und fragt zurück: „Wie meint Ihr das?"

„Der leidige Satan gibt dem Menschen Begehr nach Gut und Geld und Land in sein Herz. Sind sogar solche, die nach der Kirche rechtmäßigem Land die Augen richten. Wollet

bedenken, daß wir alle sterblich sind, danach aber das Gericht!"

Herrn Erik Banner dämmert es. „Ach so, aus der Luke pfeift der Wind! Nun, mir schmecken Bier und Wein, denk' auch durch Eure freundliche Fürbitte wohl eines guten letzten Stündleins erwarten zu dürfen."

Magister Hennigsen sieht ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. „Ist's Euer Ernst, Herr, so ist es nicht weise gesprochen, ist es gar Spott, so will ich es nicht gehört haben. Gott ist ein gewaltiger, schrecklicher Gott, der die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern, bis ins dritte und vierte Glied. Wer sich in diesen eiligen, verwirrten Zeiten, vom Satan betrogen, an der Kirche Recht und Land vergreift, wo der hinkommt, das mögen Euch die Kinder wohl sagen, Herr! Da, wo ist Heulen und Zähneklappern!"

„Das gilt doch aber nicht von der Papstkirche Land?"

„O Herr, welch Sünde! Wir glauben an eine heilige, einige, apostolische Kirche. Des Papstes Mißbrauch haben wir abgetan; darum aber sind doch nicht zwei Kirchen im Land, sondern eine. Was des Papstes Kirche gehört, gehört heute der Kirche, da das Wort Gottes lauter und rein gepredigt. Wer sich daran vergreift, in Gedanken, Worten und Werken — wehe, Herr, wehe, der tut des Satans Werk auf Erden!"

Herr Erik Banner sieht ihn überrascht an. „Soll das wirklich gelten? Und sind doch die heiligen Apostel arm durch das Land gezogen, hat doch unser Herr nicht gehabt, wo er sein Haupt bettet?"

„Herr Erik Banner — ich vermahne Euch kraft des Schlüsselamtes, das mir gegeben ist, und aus der Macht des reinen Evangeliums, dessen Diener ich bin, vergreifet Euch nicht an der Kirche Recht und wendet Euer Herz zur Buße, ehe es zu spät ist! Satan geht um im Lande wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge. Wer die Hand

erhebt gegen das Land der heiligen Kirche, der erhebt sie sich selber zum Gericht. Der soll zugrunde gehen wie Ahab, der soll verworfen werden wie König Jehu, der soll abgehauen werden wie der Feigenbaum, der keine Früchte trug. Verflucht soll sein, wer an Gottes Eigentum rührt, verflucht, wer der Kirche ihr Land und ihr Recht entzieht und macht, daß die Propheten des Herrn darben!"

Herr Erik Banner sieht ihn scheu von unten an. „Das Fluchen habt Ihr von der alten Kirche wohl gelernt! Aber wie ist es mit dem Hexlein in Börglum? Soll ein schönes Mädchen gewesen sein?"

„Eine Verfluchte des Satans, eine Buhlerin des Teufels, die den Flammen nicht entgehen soll — nicht im Diesseits und nicht im Jenseits."

„Und außerdem soll sie einen schönen Hof erben, der einem gewissen Magister wohlgefallen", stichelt Herr Erik Banner weiter.

„Herr, du siehest, wie dein Diener Spott leiden muß! Ihr, Erik Banner, tätet gut daran, nach Hexen und Hexenwerk nicht zu fragen. Man könnt' sonst auch leicht fragen, wer sich in einer Nacht zu Aarhus hat kugelfest sprechen lassen und welch Amulett ein vieledler Ritter gegen Hieb und Stich auf der Brust trägt? Die Leute reden so mancherlei — die Leute wissen auch, wer Herrn Holger Rosenkrans' Witwe den Hof macht, wer bei ihr aus und ein geht und wem des edlen Herrn Tod recht in seine Rechnung gepaßt hat..."

„Gottsdonner! Pfaff, halt dein ungewaschenes Maul! Herr Holger Rosenkrans ist mir ein lieber Freund gewesen, und seine Witwe acht' ich in hohen Ehren."

Der Magister duckt sich vor dem wütenden Blick des Ritters. „Ist nur bei Lebzeiten des Herrn Holger von der Freundschaft wenig die Rede gewesen. Glaub' auch nicht, daß der vieledle Herr bei der Witwe so lange den Spinn-

rocken gehalten wie Herkules bei Omphale, daß er erst beim Morgengrauen aus ihrem Haus gekommen ...”

„Ich schlag' dich tot, du Schwein!” Herr Erik Banner will sein Schwert herausreißen, da hat Magister Hennigsen schon seinem Pferd die Sporen gegeben und ist dem Schlag ausgewichen. Von sicherer Entfernung ruft er: „Soll ich dem Herrn König bestellen, was der vieledle Herr über den König gesagt? Daß er des Adels Jaherr im Lande sein soll? Soll ich die Geschichte von Herrn Holgers Witwe erzählen?”

Erik Banners Wut ist ebenso rasch verflogen, wie sie aufbrach; die List hat den Gefühlsausbruch rasch überwunden. So steckt er das Schwert ein, winkt dem Magister und knurrt: „Jeder tut sein Werk, die Wölfe heulen, die Pfaffen lügen und die Nonnen gehen ins Bett.” Mürrisch reiten die beiden nebeneinander her. Dann spitzt Herr Erik Banner wieder: „Schlechte Zeiten, wenn man viel Geld ausgeliehen hat und kann es nicht wiederbekommen.”

Der Magister stutzt.

Erik Banner stichelt weiter: „Es gibt manche frommen Herren, die verstehen mit ihrem Pfund zu wuchern, wie geschrieben steht. Soll ich einmal Herrn Mogens erzählen, wo seine Gelder geblieben sind? Soll ich ihm einmal berichten, was sein getreuer Magister zu sicheren Händen an Geld hinterlegt?”

Der Magister sieht ihn böse von unten an und flüstert: „Wir sind allzumal Sünder, Herr, und ist unter uns Menschenkindern kein Gerechter, auch nicht einer! Auch stehet geschrieben: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.”

Erik Banner nickt. Die beiden reiten nebeneinander her; erst nach einigen Stunden kommt wieder ein Gespräch in Gang.

Kreuzweg vor der Schlacht

Am 13. Dezember Anno Domini 1536 marschiert Rantzaus Heer über das Schlachtfeld von Svenstrup — vom Schiffer ist nichts zu spüren und zu sehen. Die Heidehügel, auf denen am Tage Sankt Galli der Schiffer seine Kampfharste aufgebaut hatte, sind leer; die Straße auf Aalborg ist frei!

So läßt der Feldherr Rast machen, und erst am nächsten Tage erscheinen die Spitzen seines Heeres, vorsichtig tastend, vor Aalborg. Herr Erik Banner folgt, vom König heimgekehrt, mit seinen Truppen im letzten Treffen; warum soll er nicht den hitzigen holsteinischen Grafen als ersten ins Feuer fassen lassen? Aber er weicht ihm nicht von der Seite, entschlossen, dem Feldherrn abzusehen, was ihm an Kunst abgesehen werden kann. Solch eine Gelegenheit zur wirklichen Kriegsschule gibt es sobald nicht wieder; wen man einmal ersetzen möchte, dessen Kunst muß man beherrschen.

Der Graf übersieht den Lerneifer des neuen Mitführers oder will ihn nicht sehen, nur zu Detlev Butenschön wirft er einmal spöttisch hin: „Sieh mal, wie der Bär tanzen lernen will!" Doch damit ist der Fall für ihn abgetan. Seine Gedanken sind bereits ganz bei dem Angriff auf die Stadt. Er läßt sich damit Zeit. Er reitet selber mit wenigen Reitern an die Befestigungen heran, so daß ihm schon einige Kugeln aus den Handrohren entgegenfliegen, er läßt oberhalb und unterhalb der Stadt suchen, wo man den Liimfjord überschreiten und der Stadt in den Rücken kommen kann. Aber das Wasser geht mit kleinen Eisstücken und strudelt dunkel der Ostsee zu. Boote sind nirgends aufzutreiben — auf dem Wasser ist der Schiffer nun einmal zu Hause und hat alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. So entschließt sich der Graf, gar nicht erst den Übergang zu versuchen, sondern den Stier am Kopf zu packen.

Auch hier wird alles sorgfältig vorbereitet. Trotz Murren und Schimpfen müssen seine Landsknechte mit Hand anlegen und Schanzen gegen die Stadt aufwerfen; Holztürme, besetzt mit Büchsenschützen und Armbrustträgern, werden aufgerichtet, aus den Dörfern sind auf dem Marsch Scharen von Bauern mitgenommen, die jetzt schanzen.

Herr Erik Banner erntet indessen hinter dem Heerlager. Seine Reiter durchstreifen östlich und westlich das Land, und es sind genug Dörfer da, die einst so aufsäßig waren und die nun froh sind, ihre Huldigung noch rasch an den Mann bringen zu können.

Der Abend ist rasch hereingebrochen, die Wellen des Liimfjord laufen dunkel zum Meer, feiner Schnee fällt, doch Graf Johann Rantzau reitet noch einmal selber die Posten ab, läßt helle Lagerfeuer entzünden, hält hinter den Wachen und vorgeschobenen Posten ganze Fähnlein in Bereitschaft; was immer Feldherrnkunst vorbereiten kann, um Überraschungen bei der Nacht zu vermeiden, wird noch einmal durchgesprochen und durchgeführt.

Endlich trabt er heim in sein Lager bei Hasseris, Mantel und Helm schneebestaubt, und weiß: „Alle meine Siege habe ich gar wohl präparieret, hab' mich nie auf mein Ingenium allein verlassen. Ist die Kriegskunst eine große Kunst, wie eines Holzschnitzers Werk. Muß zum Ingenium immer auch der alten Meister wohlbewährte Lehre hinzutreten, wenn die Bellona den Kranz reichen soll, und ist doch am letzten alles in Gottes Hand. Und hängt ab von Zeit und Stunde."

Der Reiterobrist Herr Hinrich von Ahlefeld wendet ein: „Und doch ist die Wahrheit in der Römer Wort, daß, wer nicht wagt, auch nicht gewinnen mag, wie schon der Hutten gesagt: ‚Perrumpendum est!'"

Rantzau nickt. „Für einen Reitersmann eine gute Lehre! Aber ein Feldherr muß auch die andern Meister hören, muß den Hannibalem nachahmen und den Fabium Cunctatorem

nicht vergessen, muß Caesaris opera wohl studiert haben und bei aller Landsknecht liebem Vater, von Frundsberg, in die Schul' gegangen sein. Will mehr bedacht sein als nur ein letzt' ‚Perrumpendum'. Kriegskunst ist eine große Wissenschaft, in der man nie auslernt. Hab' daheim nichts lieber gelesen denn die Werke der großen Strategi und Orlogführer aller Zeiten. Und bin doch nur ihr demütiger Schüler geblieben. Seht, viellieber Herr, vor meinem Aug' sehe ich schon die Kriegskunst erblühen zu einem Wissen, wie der Mathematici Wissen, mit Schiefertafel und Rechenstift. Hab' so mir im Geist vorgestellt, wenn man wollt' eine Schanze bezwingen, daß man die Geschütze nicht sollt' nebeneinander, sondern hintereinander stellen, die großen ganz zurück, die kleinen ganz vorn, daß ihre Kugeln alle zugleich in die Schanze schlagen. Unsere Leute müssen's aber erst lernen. Hab' mir auch ausgemalt, daß man wohl könnte mit tiefen Gräben an eine Stadt herankommen, die im Zickzack laufen, daß sie dem Feind stets die Stirn bieten, so wie ein Schiff gegen den Wind kreuzt. Hat schon Cäsar vor Alesia gegen der Gallier Heer solch experimentum versucht, ist dann aber wieder in Vergessenheit abgekommen. Könnt' wohl jahrelang nichts anderes tun denn lesen, wie man das Elixirum Victoriae finden könnt'."

Ahlfeld wirft ein: „Und ist doch jeder Sieg und jede Schlacht wieder anders."

„Und sind doch immer die gleichen principia und der variationes nicht so viel, wie man denken mag, und doch so viel wie beim Schachspiel, daß sie niemand könnt' herzählen an seinen Fingern. Ich seh' aber noch viele variationes, die wir nicht kennen, glaub', daß die Kunst Martis et Bellonae erst ganz in ihren Anfängen steckt. Müßt' ein rechter Feldherr auch viel mehr Astrologiam erlernet haben, sich Horoscopum selber stellen können ... Mathematica, Astrologia, Doctrina antiquorum scriptorum — das sollt'

wohl ein Feldherr gelernt haben. Sehet, ich denke auch so: man sollt' eine Schule gründen, da nichts denn Kriegskunst gelehret. Sollten die jungen Männer aus den Geschlechtern schon früh dort erzogen sein, sollten der Waffen Handwerk gründlich lernen, dazu alle Wissenschaft, die den Feldherrn macht. Denket daran, daß die ritterbürtigen Häuser hoch kamen durch Waffendienst zu Roß und größere Kriegskunst. Die Kriegskunst fängt gar an, eine Wissenschaft zu werden; sollten das Wehen der Zeit spüren in diesen eiligen Tagen, sich nicht auf den Höfen versitzen, sondern Studiosi Martis werden, hätt' dann keine Sorge um den alten Stamm. Würden mehr sein als ein unwillige Fähnlein Lehnsritter, die in keiner Schlacht mehr recht zu gebrauchen. Würden Weise der Kriegskunst sein und mehr an Gloria und Fortuna gewinnen, denn durch Streit um alte Privilegia allein. Muß sich, was edel ist, allezeit neu bewähren, und sagt ein heidnischer Weiser gut, daß der Krieg aller Dinge Vater sei."

Herr Hinrich reitet schweigend nebenher. Er kennt diese seltenen Stunden, wo der Gefährte einmal von seinen innersten Gedanken spricht, aber es ist irgend etwas dabei, das sein einfacheres Gemüt ermüdet.

Es ist Nacht, als sie heimkehren.

Als Rantzau vom Pferde springt und in das Predigerhaus gehen will, tritt ihm der junge Kai Rumohr, der die Wache führt, entgegen, grüßt und meldet: „Drinnen ist eine Frau mit Botschaft aus der Stadt, die dich allein sprechen will."

„Bleib draußen, auf jeden Ruf bereit!"

Rantzau tritt ein. In dem niedrigen Raum, in dem nur zwei einfach geschnitzte hohe Stühle am tannenen Tisch stehen, erhebt sich eine Frauengestalt. Der Graf begrüßt sie mit höfischer Verbeugung, hängt den verschneiten Mantel hin, setzt den Helm ab und gürtet das Schwert vom Panzer. „Seid willkommen, wer immer Ihr seid!"

Eine helle, klare Frauenstimme fragt aus der Kapuze,

die das Gesicht verhüllt: „Hab' ich freies Geleit zu Euch und zurück zur Stadt?"

„Auf mein ritterlich Wort! Wer aber seid ihr?"

Sie schlägt die Kapuze hoch, goldrotes Haar quillt hervor, und zwei große, ernste blaue Augen aus einem weichen, lieblichen Gesicht sehen den Grafen voll an: „Ich bin des Ritters Markvorsen auf Renstrup Tochter Karin und komme zu Euch, weil eine Stimme von innen mir gesagt hat, daß ich Euch sprechen soll."

Der Graf hat einen Augenblick gestutzt und in seinen Gedanken gewühlt. Markvorsen? Karin? Irgendwann hat er den Namen im Heerlager schon gehört. Ist das nicht die „Hexe von Börglum"? Dann hat er sich rasch gefaßt und erwidert mit leichtem Scherz: „Hab' den Namen schon nennen hören, hab' aber nicht gedacht, daß eine Valandine, wie mir die Leute zugetragen, so viel fortitudinem habe, bei sinkendem Abend in des Feindes Heerlager zu gehen. Also seid noch einmal gegrüßt, setzet Euch auf den Platz dort!" — Er schiebt ihr den Sessel wieder zu — „und lasset uns plaudern! Seid unbesorgt, wer im Schutz des Grafen Johann Rantzau steht, und eine Frau vor allem, hat frei Geleit und Sicherheit, zu kommen und zu gehen!"

„Hört, Graf! Es ist um folgendes, daß ich zu Euch gekommen. Von meinem Vater hab' ich sagen hören vom Ritter Ulrich von Hutten, hab' auch sagen hören von der alten Geschlechter Recht und Überlieferung, die vom Vater auf den Sohn treulich gegeben. Ihr stehet in falscher Front, Graf. Das wollte ich Euch gesagt haben, bevor der Morgen tagt."

Rantzau hat sich vorgebeugt. „Ich kenn' des Huttens Leben, weiß auch, was er geschrieben. Glaubet Ihr, das sei zu erreichen mit des Schiffer Clement wüstem Haufen?"

„Ist aller Krieg ein wüst Handwerk, Graf! Wisset es selbst am besten. Ist aber doch darin ein Geheimnis beschlossen. Ihr gehet jetzt daran, den altfreien Mann niederzuschlagen

in diesem Lande. Ihr werdet keinen Dank davon haben, sondern der Könige Undank, werdet nur Geistlichkeit und Königtum wieder nach oben bringen, indes des alten Rechtes Auferstehen zerstört wird. Wollet mir das freie Wort nicht zum Übel nehmen ...”

„Das alte Recht! Ich höre immer das alte Recht bei Euch und Euren Leuten. Ich hör's daheim ebensooft — will aber eine neue Zeit werden, die im Heerlager wird. Kann den Mann, der sich selbst genug auf seinem Hof sitzt, nicht brauchen. Ist die Sternenstunde, wo die großen Reiche werden. Mars regieret die Zeit, und das goldene Zeitalter ist lange vorbei, da einer neben dem andern auf seinem Hof frei und unbekümmert gesessen. Es will etwas werden in der Welt, das größer ist als alle alte Freiheit und altes Recht, will Staat werden, wie sie im Lande Italia sagen, darin Mars und Bellona regieren und jedem Stand seine Aufgaben zugewiesen, insonderlich aber dem Kriegsmanne. Sehet, das steht zwischen Euch und mir: Ihr wollt das wiedererringen, was einst war. Jeder Bauer soll frei sein, soll keine Herrendienste mehr leisten, soll seine Waffen tragen zu des Landes Schutz. Wo bleibt da ein Reich, deſſ' König von Thing zu Thing fahren müßt', um die Bauern zu bitten? Wo bleibt da der Kriegsmann? Wahrlich, Ihr wollet das goldene Zeitalter wiederbringen, von dem der Römer Horatius gesungen. Mag sein, daß seine Stund' noch einmal kommt; ist ja nichts wahrhaft tot, was einmal auf Erden gewesen. Heut aber ist des Schwertes Zeit, da die Kronen auf der Straße liegen und keine andere Freiheit denn des Kriegsmannes Freiheit, der sich ein Reich aufbaut im Gewitter der Schlacht, wie wiederum Horatius gesagt: ‚Tu regere imperio populos, Romane, memento!'” Karin sieht ihn lange an, versucht hinter das Gesicht, hinter die Mienen im gelblichen Schein der Öllampe zu sehen: „Ihr träumt einen großen Traum, und ist gewiß kein unedler

Traum. Aber denket an mich: Ihr werdet am Ende der Tage zurückdenken an diese Stund' in Hasseris. Dann werden alle Eure Träume und Königsgedanken alt sein, verflogen, vergessen — Ihr werdet andern gedient haben! Darum noch einmal: Ihr seid ein freier Mann, seid der mächtigste Mann im Land. Könntet Ihr nicht tun, wie der Florian Geyer fern in Deutschland getan? Gebt Ihr das Sturmzeichen, tretet Ihr auf des freien Mannes Seite — wer kann Euch hindern? Der König wär' ein Nichts in Eurer Hand, Ihr könntet" — sie sieht ihn mit blitzenden Augen an — „was könntet Ihr nicht in einer solchen Stunde!"

Der Graf ist aufgestanden und geht mit langen Schritten auf und ab. „Jetzt weiß ich, warum sie Euch die ‚Hexe von Börglum' nennen."

Er geht wieder schweigsam auf und ab: „Was Ihr mir anbietet, was Ihr von mir wollt, Jungfrau Karin, das kann ich nicht und das will ich nicht tun. Ich hab' Herzog Christian, hab' des Königs Gnaden Christian III. die Treue geschworen. Ich kann nicht die Treue brechen. Gäb' ich das auf, ich gäb' ritterliche Ehre und Glück, gäb' meines Herzens Kraft auf."

„Ist das Euer letztes Wort, Graf?"

„Es ist mein letztes Wort! Über allem die Mannentreue — trotz alledem!"

Karin erhebt sich. „Dann muß der Schlachten Fortuna zwischen uns entscheiden, zwischen Euch und zwischen uns. Aber denkt zurück an diese Stunde; Euer Königsgedanke wird an dieser Treue sterben! Wenn Ihr alt seid, werdet Ihr sieggekrönt um den Sieg Eures Lebens klagen und schlecht gedankten Lorbeer im Königsdienst tragen."

Rantzau hat sich erhoben, sieht sie lange an, richtet sich dann hoch, und jetzt fällt Karin auf, daß von seiner klugen Stirn das Leuchten verschwunden ist. Sie wendet sich zur Tür. Ritterlich reicht ihr Rantzau den Arm, so lange, daß

Blut das Blut rauschen hört, liegt seine große starke Hand auf ihrer Hand; hoch aufgerichtet führt er sie hinaus, winkt dem jungen Kai: „Führt sie in Sicherheit über die äußersten Postenketten an die Stadt — sie steht in meinem Schutz!"

Als er den Arm löst von ihrem Arm, sehen sich beide an. Er bemerkt den schmalen Ring auf ihrem Finger. „Ihr seid eines Mannes Frau?" — „Des Schiffers Oluf Klinte, der zu Aalborg im Befehl steht!" — „Dann wolle Gott Euch in seinen besondern Schutz nehmen!"

Sturm

Sie beobachten scharfäugig von den Wällen der Stadt, wie die Vorbereitungen zum Sturm draußen fertig werden. Sie halten keine Bittgottesdienste, sie haben sich in ihren Herzen zur letzten Entscheidung gefaßt. Was soll ihnen in dieser Stunde ein Flehgebet nach oben? Die Männer, die an der Spitze stehen, der Schiffer Clement, Oluf Klinte, der noch immer mit schwerem Schritt geht und krank ist an der unverheilten Wunde, die tief unter den Rippen in den Leib eingerissen ist, der kleine, wortkarge, böse Jens Hvas, der graue Vogt von Nästved, der Ritter Markvorsen — sie alle brauchen vor der Stunde der Entscheidung keinen Jammerschrei um Hilfe. Sie gehen dem Schicksal entgegen, der Schiffer Clement mit düsterem Streitwillen, die andern in einer Fassung, die schon jenseits irdischer Gebundenheit ist. Die Männer hinter den Schanzen spüren den gefaßten Geist, sie legen ihre Hände fest um Spieß und Faustrohr und warten.

„Oluf, du weißt, was ich mit dem Rantzau gesprochen habe und wie es um uns steht. Wir tragen Gestern und Morgen in unsern Herzen — aber er hat das Heute. Das ist Verhängnis. So wollen wir denn zusammen den Weg bis

zu Ende gehen. Du siehst, wie der Vater in diesen Tagen geworden ist. Seine Haare und sein Bart sind ganz weiß und er spricht wie einer, der schon von drüben ist."

Oluf richtet sich hoch und legt ihr die beiden Arme um die Schultern: „Das war Art in der alten Zeit, daß man lachend in den Tod geht und daß man glaubt, wieder zu kommen. Wir sind diese Erde, und diese Erde ist wir. Wir haben ein Morgenrot für den Frühling genommen, aber der Frühling des alten Rechtes wird trotzdem werden. Es hat alles seine große Ordnung in der Welt, und auch wir sind dazu nötig gewesen."

Brüllend öffnet sich der eherne Schlund der Kartaunen, prasselnd, splitternd schlagen die ersten Kugeln in die Palisaden und in Hausdächer ein. Steil schießt eine Flamme in der Stadt hoch.

Da steht hinter den Schanzen Mann für Mann auf, die Geschütze donnern, die Faustrohre krachen, und am Südertor auf dem Wall, im Hagel der Kugeln, steht der Schiffer und winkt und gibt die Richtung an. Wie auf See in manchem Gefecht, so braust der Schlachtenjubel durch sein altes Herz. Er sieht, wie drüben die Sturmharste sich zusammenballen, läßt sich eine schwere Armbrust geben, zielt und schießt, schießt und zielt, und erst als die Kugeln rings um ihn den Wall aufwühlen, verläßt er den todnahen Posten. Ein Hagel von Geschossen prallt den Angreifern entgegen, aber das Geschütz drüben ist stärker. Eine schwere Steinkugel donnert gegen die Mauerkrönung auf dem Südertor, Ziegelsteine stürzen herunter, Hakenbüchsenschützen fallen herab, eine neue Kugel schlägt das schwere Tor in Trümmer.

Drüben bricht jubelnder Schrei aus, und die Landsknechte laufen die letzten zweihundert Meter hinter schlagenden Trommeln und wehenden Seidenfahnen Sturm. Mitten unter ihnen ein Reiter auf dem Apfelschimmel. Der Schiffer faßt das Enterbeil mit beiden Fäusten, gibt ein Zeichen, und die

langen Spieße voran, stürmt der Gegenausfall aus dem zertrümmerten Tor auf den Angreifer.

Es ist ein verknäultes, rasendes Ringen, über den Niedergeschlagenen ballen sich raufende Haufen, in denen Freund und Feind kaum noch zu erkennen sind. Immer aber ist der Reiter auf dem Apfelschimmel sichtbar hinter den Landsknechtshaufen. Jetzt wendet er das Pferd zur Seite. Der zweite, dritte, vierte Sturmhaufe rennt auf die Wälle, tollkühne Burschen überklettern die Schanze, springen mit langen Schwertern hinein in die Verteidiger. Das Feuer auf beiden Seiten verstummt, um nicht die eigenen Leute zu gefährden.

Da ist der Sturmhaufe an der Brücke abgeschlagen. Wie einst auf dem Felde von Svenstrup dringt der Schiffer vor, links und rechts sich bahnbrechend. Aber der Reiter auf dem Apfelschimmel ist wieder da, setzt das nächste Treffen ein, im unwiderstehlichen Gewalthaufen, die langen Spieße vorgestreckt beim Schlagen der Trommeln, stürmt der Landsknecht. Und da springt der Graf vom Pferd, nimmt die Partisane eines blutend zurückwankenden Doppelsöldners — brausender Jubel seiner Leute begrüßt ihn, und zu Fuß schreitet er dem Sturmharst voran, tritt gewandt in das erste Glied, ehe der Zusammenprall erfolgt, und dann rollt der ringende Haufe über Tor und Brücke in die Stadt hinein.

Die Stellung am Wall ist auf zwei Stellen durchbrochen, schon tobt der Kampf in den Straßen. Am Klosterhof versucht Ritter Markvorsen noch einen Gegenstoß zu bilden, da prasselt Reiterei durch die enge Gasse, ein Lanzenstich rennt ihm ins Auge, er dreht sich und bricht nieder.

Aber so rasch gibt das zähe Bauernheer nicht nach. Straße für Straße, Haus für Haus, muß der Landsknecht stürmen. Auf dem Markt ist der Graf selber in Lebensgefahr gekommen, er blutet aus einer Kopfwunde, und jetzt sind die Truppen nicht mehr zu halten. Es ist ein düsteres Wüt-

gen in Keller, Stube und Bodengeschoß, unter niederkrachenden Balken, beim flackernden Schein eines brennenden Speichers geht der verbissene Kampf durch jede Gasse.

Oluf Klinte stellt sich mit wenigen am Tor einer Kirche, da trifft den zu Tod Erschöpften eine Büchsenkugel vor die Brust. Karin packt ihn am Arm, zwei Männer helfen, und durch die Sakristei flüchten sie in die Kirche hinein.

Hier drinnen ist es unwirklich still. Noch hat der Kampf das Gotteshaus nicht erreicht; kellerige Luft schlägt ihnen entgegen. Der Verwundete, aus dessen Mund hellrote Blutbläschen aufsteigen, schleppt sich mühsam. Sie reißen ihm den Lederpanzer ab, sie suchen die Wunde in der Brust zu verbinden. Mehr röchelnd als sprechend flüstert er: „Hier hinter dem Altar geht ein unterirdischer Gang zum Hafen."

Die beiden Bauern suchen, stoßen mit ihren kurzen Schwertern zwischen die Steinplatten, heben eine Platte hoch: eine Leiter wird sichtbar, die in die Tiefe führt. Karin entzündet die beiden großen Wachslichte am Altar an dem ewigen Licht, und leuchtet nach unten. Die feuchtkalte Luft löscht mehr als einmal das Licht aus, als die Männer den Verwundeten Schritt für Schritt, vorsichtig tastend hinabtragen. Der Gang ist so niedrig, daß sie mit ihrer Last sich fast auf den Knien vorwärtsbewegen müssen, er geht krumm und in Windungen immer weiter in die Tiefe. Endlich fällt ein dünner Lichtstrahl hinein, Wasser gluckert. Sie sind an einer Stelle angekommen, wo der Gang sich wieder erhöht, wo ein unterirdischer Kanal von Menschenhand oder durch die Natur geschaffen, zum Hafen führt. Sie kriechen an ihm entlang, an der Fischergasse führt es in einen stillen Seitenarm des Hafens. Hier liegen Boote vertaut.

Der Verwundete schleppt sich in das eine Boot, Karin und die beiden Männer stützen ihn, dann legt sich die Frau und legen sich die beiden Bauern in die Ruder. Lautlos gleitet der Fischerkahn hinaus. Von der Stadt fällt Flammenschein

über das dunkel flutende Wasser, tönt brausender Lärm des Kampfes.

Sie sehen, wie im Hafen Schiffe in Brand stehen. Das sind Clements Schiffe! denkt Karin. Sie sehen, wie die Fischergasse hinab sich ein Haufe wälzt — aber sie sehen nicht die zwei Armbrustschützen, die von einem Dach sie erspäht haben. Da fällt der eine Bauer nach vorne; dunkler Blutstrahl schießt ihm aus der Kehle. Das Boot dreht sich in der Strömung, die Ruder des toten Mannes treiben ab. Der zweite faßt sich in den Nacken — da schlagen auch schon Stahlpfeile in die Seitenwände. Lautlos sinkt der zweite Mann über Bord, das Boot legt sich auf die Seite, eine Welle füllt es, vergebens streckt Oluf Klinte die Arme aus; wie ein Sack versinkt der schwere Körper in den Fluten.

Eisig ist das Wasser des Hafens, das über Karin zusammenschlägt. Sie könnte schwimmen, aber sie greift noch im Sinken nach dem Körper Olufs. Eine tiefe Starre umfängt sie, das Wasser strudelt und gurgelt, das Boot treibt kieloben weiter.

Die Krone von Blei

Mit dem letzten Haufen ist der Schiffer zu Pferd aus der Stadt gekommen. Als das Pferd atemlos niederbricht, springt er ab und sieht im Abendschein die Flammen der Stadt, sieht einzelne Gestalten hastig über das Feld gen Norden laufen. Er steht ganz allein.

Die Nacht kommt näher und näher, der Abendwind bringt Schnee, und der Weg ist dem Schiffer unbekannt. Er wandert allein nach Norden.

Da lockt am Wege ein Haus. Er tritt, das Enterbeil festgefaßt, hinein. Leer — Stall und Küche verlassen. „Ich gehe als ein Toter durch ein Totenland", murmelt er. Sein Kopf ist schwer, ihm ist, als ob er der letzte Mensch sei auf einer

untergegangenen Erde. Es schneit und schneit. Er verriegelt die Tür und legt sich auf den Boden zu kurzem Schlaf.

Da klopft es mitten in der Nacht an die Tür. Der Schiffer springt auf und faßt das getreue Beil. Jetzt sind die Verfolger da, das müssen sie sein, geht es ihm blitzschnell durch das Bewußtsein. „Wer begehrt Einlaß?"

„Ein armer Flüchtiger!"

Der Schiffer öffnet vorsichtig. Draußen steht ein einzelner, riesiger Mann und keucht: „Ich bin der Bauer Rimand, ich komme von der Aalborger Schlacht. Wer Ihr auch seid, wollet mich verbergen!"

Der Schiffer zieht ihn herein, riegelt die Tür wieder ab und weist auf eine Ecke: „Schlafet dort! Es wird Euch gut tun. Wir brauchen einen langen Schlaf." Im Dunkeln ist sein Gesicht nicht zu erkennen, aber der nächtliche Gast horcht auf, als er die Stimme hört, legt sich dann schwer nieder und liegt mit wachen Augen im Dunklen. Durch seinen Kopf gehen hastige Gedanken: Das ist ja der Schiffer! Der Schiffer ist hier ganz allein und auf der Flucht. Wie, wenn ich mir ein Verdienst erwerbe und ihn ausliefere? Er scheucht den Gedanken wieder weg, aber der Gedanke kommt zurück wie eine böse Fliege, die ihm um den Kopf summt und sich nicht vertreiben läßt. Das Spiel ist aus! Wie sagte doch der Esbjern Nielsen? Jeder muß jetzt selber sein Fell retten. Wie wär's, wenn ich den Schiffer gefangen bringe?

Schiffer Clement schläft schon wieder einen tiefen, röchelnden Schlaf. Der andere schiebt sich leise heran. Noch einmal ringt er mit dem Gedanken, dann huscht das Bild eines großen Hofes durch sein Gehirn: Die Herren werden es mir gut bezahlen, wenn ich ihnen den alten Unruhestifter anliefere! Und schon findet er die Gründe, sein Gewissen zu beruhigen: Warum hat er uns auch in all das Unglück hineingehetzt? Jetzt soll er dafür auch bezahlen! Und warum soll ich darunter leiden, wenn alle andern Strafgelder zahlen

und unfrei werden sollen — ach was, rette sich, wer kann! — Mit abgewandtem Gesicht packt er den Stiel des Enterbeils, das neben dem Schiffer liegt. Clement rührt sich, da kracht der Hieb schon auf seinen Kopf nieder, der riesige Kerl hat sich auf ihn geworfen, würgt ihn am Halse, bis der Schiffer keuchend nachgibt, fesselt ihm die Hände mit seinem Gürtel, legt ihm einen Strick um den Hals.

Schiffer Clement sagt kein Wort. Bis zum Morgen sitzt der Verräter neben dem alten Mann, über dessen Gesicht kleine Brutrinnsale aus der Kopfwunde laufen, dann reißt er ihn vorwärts und führt ihn am Strick auf die Stadt zu.

Erst in der Nacht hat der Graf seine außer Rand und Band geratenen Landsknechte aus der brennenden Stadt herausbekommen. Es ist hohe Zeit, Feldordnung und Befehl schienen im Wirrsal fast verloren, mit der flachen Klinge muß er einzelne selber hinaustreiben, die mit Plündergut hoch beladen, noch immer nicht genug haben, in geplünderten Schenken angetrunken herumgröhlen.

Im Quartier des Grafen aber sitzt ein reitender Bote vom König mit der flehentlichen Bitte, sofort mit der Hauptmacht wieder nach Süden abzubiegen, einen Übergang nach Fünen vorzubereiten.

Herr Erik Banner hat sich nicht finden lassen, so sehr der Königsbote ihn auch gesucht. Er ist vor Tau und Tage in Richtung nach Norden abgeritten. Er hält jetzt Nachlese.

Auf der Straße sieht er, wie ein gefangener Mann ihm entgegengebracht wird, hält mit seinen Reitern an. Der Gefangenenführer ruft ihm schon von weitem entgegen und hält das Messer in der Faust: „Was zahlt Ihr, edler Herr, wenn ich Euch den Schiffer Clement lebend bringe? Zahlt Ihr nichts, so steche ich ihn nieder!"

„Einen Hof in Varde, den schönsten und größten!" ruft Herr Erik Banner. „Auf ritterliches Wort?" — „Auf ritterliches Wort und Ehre!" Da bringt Rimand den Gefangenen

heran, der schweigend unter blutverklebten Augenbrauen den Sieger betrachtet. Sie heben ihn auf ein Pferd, sie führen ihn zur Stadt.

Im Turm wird der Schiffer eingeschlossen. „Wie ein Wolf im Käfig" habe er ausgesehen, berichtet ein Lübecker Gesandter, der den letzten großen Bauernführer Dänemarks im Gefängnis sah.

Und während des Grafen Heer nach Süden rückt, hält Herr Erik Banner, halten Herr Peter Ebbesen und Herr Axel Juul die Nachlese. Landschaft für Landschaft werden die Dörfer aufgeboten.

Und der König erbt ...

Hardenweise, ohne Waffen, müssen sie antreten, und der Chronist hat uns den Schwur erhalten, den sie schriftlich geleistet:

„Wir Unterschriebenen tun kund und bekennen mit diesem allgemeinen offenen Gerichtsbrief, daß, weil wir unser Leben und Güter verscherzt, und solches wider den Großmächtigsten und Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Christian, von Gottes Gnaden erwählten König zu Dänemark, rechten Erben zu Norwegen, Herzog in Schleswig und in Holstein, auf solche Weise verbrochen, daß wir dem Schiffer Clement und Schiffer Thomas und ihrer Partei zu dieser Zeit gegen den Eid, den wir mit allen Landeseinwohnern seiner Gnaden und Königlichen Majestät in Horsens geschworen hatten, beigetreten und zugefallen sind, so haben wir auf dieser Ursache, und wegen dieser Untreue und Versehens, um unser Leben wieder zu lösen, alle unsere Bauerngüter und Vermögen für uns und unsere Erben an seine Königliche Majestät und seiner Gnaden Nachkommen, als Königen in Dänemark, überlassen und übergeben und bekennen, daß solches verbrochene Güter seien, ohne was seine Königliche Hochmächtigkeit uns mildiglich gönnen und lassen mögen."

An diesem Tage nimmt der König „unsägliche Geldsummen", wie der Chronist berichtet, ein. An diesem Tage ist der Rest der Odalsfreiheit auf lange Zeit versunken. Wer auf seinem Hofe ein freier Mann gewesen, ist nun ein armer Pächter geworden, auf dem die Loskaufsummen lasten. Alle Herrenhöfe müssen die Bauern auf eigene Kosten wieder errichten, alle Last ist verschwert und größer geworden.

Da gibt es genug, die gern ihre Unschuld dartun möchten, und manch einer bekommt Erleichterung, wenn er den Nachbarn angibt und verrät. Da ist manch einer, der sein Eigentum zu retten hofft, indem er des Nachbarn Eigentum preisgibt.

Und schließlich wird es still über dem Lande, wo der letzte germanische Bauernkampf des Mittelalters unter den alten Hünengräbern schlafen gegangen ist, wo das alte Recht und die alte Freiheit erlegen sind.

Zu Kolding halten sie Gericht über den Schiffer Clement. Der Schiffer steht wie ein Baum, wie eine knorrige alte Eiche. „Ich bin Seiner Königlichen Gnaden kein Aufrührer und Rebell, sondern alle Zeit ein ehrlicher Feind im Felde gewesen. Hab' seinem seligen Vater, König Friedrich, nicht gehuldigt, vielmehr in meines Herren, des zu Unrecht in Sonderburg im Kerker sitzenden rechtmäßigen König Christian des Andern ihm allzeit Feindschaft und Widerpart getragen. Bin sein Untertan nie geworden! Hab' auch diesen ehrlichen Orlog und Krieg weitergeführt, hab' weder in Horsens noch anderorts dem Herzog geschworen, bin kein rebellischer Untertan, sondern meines Herrn Christian allergetreuester Mann allzeit gewesen, worauf ich zu sterben gedenke! ..." Die Gänsefeder des Gerichtsschreibers kritzelte die Worte mit.

Aber was vermögen vor einem Gericht, dessen Urteil feststeht, Gründe und Beredtsamkeit eines Todgeweihten?

Magister Hennigsen ist auch wieder da; auch er hat geerntet, jetzt will er seinen Triumph auskosten.

Das Urteil ist rasch fertig, und nur, weil der Rantzau dagegen sich aufgelehnt, läßt man den greisen Seemann nicht rädern. An einem grauen Morgen führen sie ihn hinaus auf den Richtplatz. Er geht mit den breitbeinigen, festen Schritten, wie einst auf dem Schiff und in Sturm und Qualm der Seeschlacht. Er sagt kein Wort — sie könnten die Trommeln sparen, die die letzten Worte eines Verurteilten ersticken sollen. Er hat nicht gebeichtet und hat um keinen Zuspruch vor dem letzten Stündlein gebeten. Er hat seine Henkersmahlzeit schweigend eingenommen und den letzten Becher still getrunken — und es könnte eine Hinrichtung sein, die auch dem Besiegten alle Ehre antut.

Aber da ist der Magister ... Als sie den Schiffer aus dem Turm zum Richtplatz führen, da steht er bereit mit zwei Knechten und hat, in ein Tuch eingeschlagen, ein Instrument in der Hand. Der eine Knecht nimmt das Tuch ab, und der andere drückt dem Schiffer auf den kahlen Kopf mit den weißen Haaren eine Bleikrone zum Hohnzeichen.

„Weil du gegen des Königs Krone dir hast vom gemeinen Mann und niederen Pöbel eine Krone geben lassen — darum sollst du die Bleikrone tragen, denn es steht geschrieben: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat."

Der alte Seemann sieht an ihm vorüber, mit den beiden gefesselten Händen rückt er sich die Spottkrone gerade, sieht auf, wo das Frührot tagt, und sagt, langsam und feierlich: „Ich wollte, alle Könige könnten ihre goldene Krone so in Ehren tragen, wie ich heute die Bleikrone in Ehren um das alte Recht trage!"

Und geht, von den Hellebardierern umgeben, festen Schrittes zum Block.

Benutzte Literatur

Als Quellen für die Darstellung dieses letzten großen Bauernkrieges Dänemarks, der in vieler Weise eine Fernzündung des großen deutschen Bauernkrieges von 1525 ist, sind benutzt worden:

Cypraeus, Annales Slevicenses.

F. C. Dahlmann, Geschichte der europäischen Staaten — Geschichte von Dänemark. Hamburg 1843, bei Friedrich Perthes.

Knud Fabricius, Skipper Clement og den Jydske Adel ved Svenstrup (in Aarboger for Nordisk Oldkyndighed og Historie) 1926.

Ludwig Freiherr von Holberg, Dänische Reichshistorie, ins Deutsche übersetzt, Flensburg und Leipzig, bei Johann Christoph Korte, 1757.

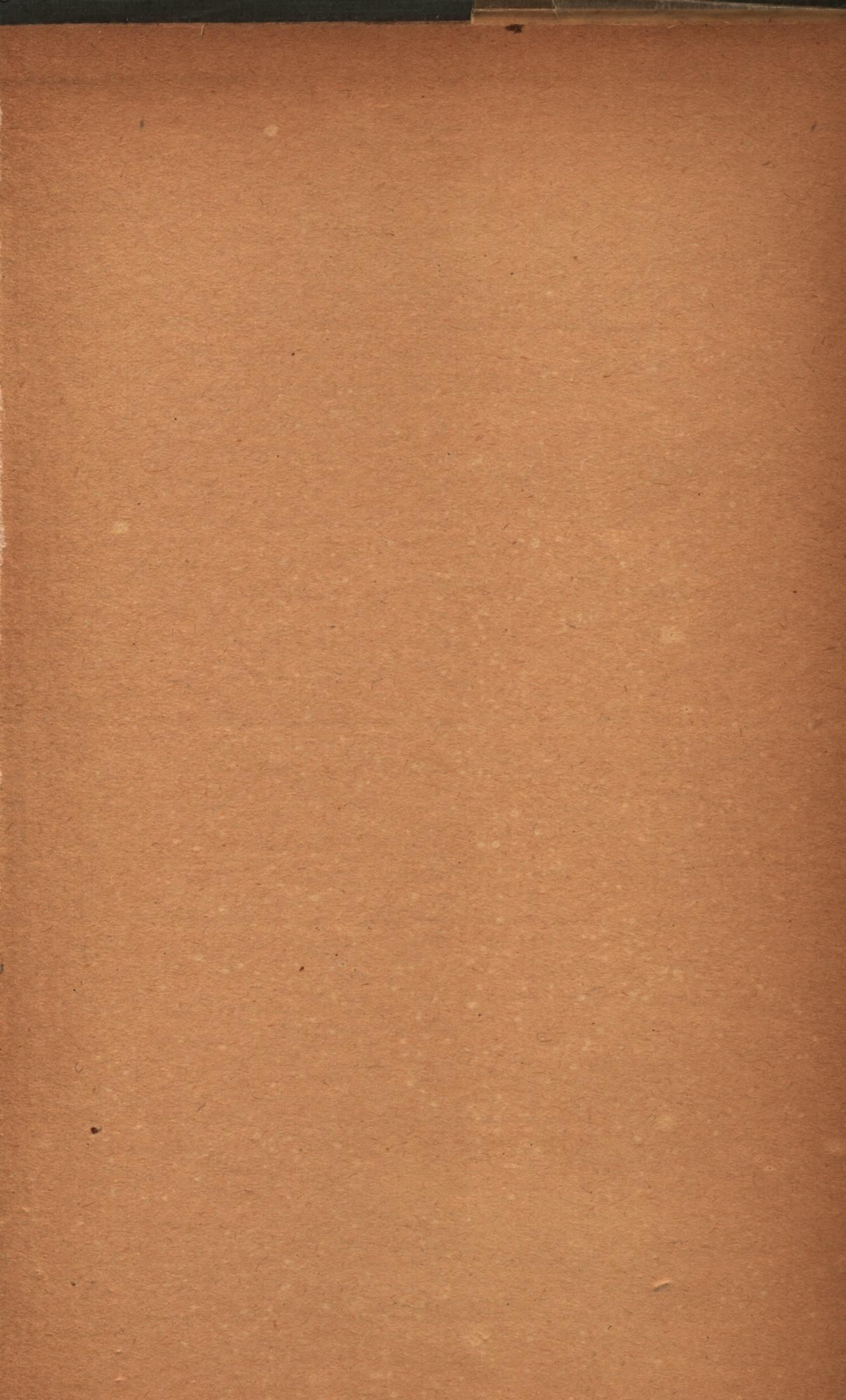
Hvitfeld, Historia Christiani II. et Friederici I.

Manuskriptum Skybiense, Die lateinische Chronik von Skiby, nicht gedruckt.

Rasmus Nyerup, Kulturgeschichte von Dänemark und Norwegen, mit besonderer Rücksicht auf den Bürger- und Bauernstand; aus der dänischen Übersetzung herausgegeben von H. Gardthausen, Altona, 1804.

F. M. Oettinger, Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. Hamburg, Hoffmann & Kampe, 1858.

Dr. C. Paludan-Müller, Grevens Feide, skildret efter trykte og utrykte Kilde. Kopenhagen 1853.



1402

131700

36,- €

aus dem
Besitz Leers
wohl gekauft




Johann von Leers · Sturm auf Börglum-Stift